



Genesis Europas

Martin Freksa

T Frank & Timme

Martin Freksa

Genesis Europas

Für

*Annette Daniela Hienerwadel,
meine Suava*

TFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Autor und Verlag bedanken sich beim Westermann Schulbuchverlag, Braunschweig, für die freundliche Überlassung der Europa-Karte aus dem Diercke Weltatlas (S. 82/83, Braunschweig 1985) auf dem Bucheinband.
Vielen Dank auch an Harry Rey, Tübingen, für die Gestaltung der Karten im Buch.

ISBN 978-3-86596-385-7

ISSN 1860-1960

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2011. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Taucha bei Leipzig.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Inhalt

Teil I · Studie zur Herkunft der europäischen Völker

Erstes Kapitel Einführung 13

1. Ungeklärte Herkunft der großen europäischen Völkerfamilien 13
2. Die Große Flut im Verständnis klassischer griechischer Denker 17

Zweites Kapitel Zur vorsintflutlichen Entwicklung Europas 21

1. Funde aus der Weichsel-Würm-Eiszeit 21
2. Ältestes aus Griechenland 22
3. Katastrophe durch einen Himmelskörper 23
4. Klimatisch bedingte Neuansiedlungen nach Norden hin 24
5. Anfänge der Metallurgie: Weitreichende Wandlungen 25
6. Siedlungsentwicklungen in verschiedenen Teilen Europas 27
7. Die Megalithe als Dokumente der Großen Flut 38

Drittes Kapitel Methodisches zur Herkunftsbestimmung europäischer Populationen 41

Viertes Kapitel Herkunft der germanischen Völker 43

1. Die Schwaben, vormals Sueben 43
2. Nachbarn der Sueben 54
3. Nachbarn der Nachbarn 60
4. Germanische Frühauswanderer 67
5. Archäologische Befunde 75
6. Nachsintflutliche Ursprungsregionen germanischer
Völkergruppen 81
7. Herkunft der Germanen. Ergebnis 94

Fünftes Kapitel	Herkunft der keltischen Völker und ihrer Nachbarn	97
1.	Keltische Überbleibsel am westlichen Rand Europas	97
2.	Romanisierung der kontinentaleuropäischen Kelten	102
3.	Frühe Berührungen von Kelten mit Mittelmeervölkern	111
4.	Spurensuche in der Keltiké	120
5.	Rätische Nachbarn	129
6.	Weitere Nachbarn der Kelten: Herkunftsfragen	136
7.	Herkunft der Kelten und ihrer Nachbarn. Ergebnis	140
 Sechstes Kapitel	 Herkunft der slawischen Völker und ihrer Nachbarn	 145
1.	Westliche Slawen	146
2.	Südliche Slawen	150
3.	Östliche Slawen	157
4.	Antike Kenntnisse von Slawen und ihren Nachbarn	161
5.	Archäologisches und Namenskundliches	172
6.	Weitere Nachbarn der Slawen: Illyrer und Griechen	181
7.	Herkunft der Slawen und ihrer Nachbarn. Ergebnis	186
 Teil II · Nachsintflutliche Geschichte Europas bis zum Zweiten Weltkrieg		
 Siebtens Kapitel	 Europa nach der Großen Flut	 193
1.	Die Situation um 3000 vor Christus	194
2.	Wandlungen während der neolithischen Periode	195
 Achtes Kapitel	 Entwicklungen im Zeichen einer neuen Metallurgie	 201
1.	Das bronzezeitliche Europa	201
	Die helleren Jahrhunderte – Die dunkleren Jahrhunderte	
2.	Neue Impulse durch die Eisengewinnung	208
3.	Das frühe Rom	210

Neuntes Kapitel Die Griechen 219

1. Die Herausbildung der Demokratie in Attika 219
 Der spartanische Kosmos – Das Besondere der attischen Verhältnisse – Die äußeren und inneren Verhältnisse Athens in der Zeit des Kleisthenes und Perikles
2. Das Problem der Attischen Demokratie in der Beurteilung des Thukydides 233
 Perikles oder die Anbahnung des Peloponnesischen Kriegs – Perikles' Nachfolger bis zum Ende der Attischen Hegemonie – Die Problembewältigung bei Thukydides
3. Makedonien 245
 Heimische Verhältnisse – Anfänge des Makedonischen Reichs – Alexanders Indien-Feldzug

Zehntes Kapitel Die Anfänge des Römischen Reichs 255

1. Roms erste Militärkolonien 255
2. Neuanfang nach der »Gallierkatastrophe« 258

Elftes Kapitel Der Einfluss des Römischen Reichs in Europa 265

1. Römer und Kelten 266
 Herausbildung des Römischen Kaiserreichs – Anfänge des Christentums und sein Einfluss auf die keltischen Völker (nebst Anrainern) – Die Päpste und die französischen Herrschaften
2. Römer und Germanen 284
 Abwehr der Römer in den Hauptgebieten der Germanen – Reserviertheit der Germanen gegenüber römischer Tradition – Die Päpste und die deutschen Herrschaften
3. »Romäer« und Slawen 298
 »Romäisierung« im Byzantinischen Reich bis Justinian – Der Nica-Aufstand – Verschiedene Dynastien bis zum großen Schisma – Fortgang bis zum sogenannten vierten Kreuzzug – Zur Entwicklung der Beziehungen zwischen Griechen und Slawen – Das Lateinische Kaiserreich und die Folgen bis zur türkischen Eroberung Konstantinopels – Byzantinisch-russische Übertragungen

Zwölftes Kapitel	Europäische Schicksalsbeziehungen	317
1.	Europäische Konflikte bis zum Untergang des Stauferreichs	317
	Germanisch-keltischer Konflikt in Britannien – Verwerfungen im Karolinger Reich – Frühe germanisch-slawische Konflikte – »Ostkolonisation« – Neue germanisch-keltische Spannungen – Zum Begriff der Spannungszone	
2.	Europäische Konflikte bis zum Ende des Großreichs Karls V.	329
	Der Hundertjährige Krieg – Weiterschwelende germanisch-keltische Konfliktherde – Bedeutung Karls IV. – Johannes Hus, die Hussitenkriege und weitere germanisch-slawische Konflikte – Die Kriege Karls V. mit französischen Königen	
3.	Europäische Konflikte bis in die Zeit des Siebenjährigen Kriegs	336
	Der Dreißigjährige Krieg – Verhandlungsergebnisse nach dem Krieg – Einschlägige Konflikte weiter im Osten – Einschlägige Konflikte weiter im Westen – Gallisch-alemannisches Kriegstreiben zur Zeit Ludwigs XIV. – Das Jahr 1688 – Der interkontinentale Siebenjährige Krieg	
4.	Europäische Konflikte bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs	349
	Napoleon I. – Napoleon III.: inwieweit sich Geschichte wiederholen kann – Polen oder das Verschwinden eines Landes – Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs – Die Konflikte der europäischen Völkerfamilien im Ersten Weltkrieg – Nochmal Versailles – »Europa«-Konzeptionen in der Zwischenkriegszeit – Hitler – Die Konflikte der europäischen Völkerfamilien im Zweiten Weltkrieg	

Teil III · Von Europa nach Europa

Dreizehntes Kapitel	Das Neue Europa: Werdegang	399
1.	Die Phase 1949-1967	400
2.	Die Phase 1968-1989	401
3.	Die Phase 1990-2007	403
4.	Zeitmaß der europäischen Integration	403

Vierzehntes Kapitel Das Neue Europa: Zukunftsperspektive 405

1. Wer soll am Ende EU-Mitglied sein? 405
2. Eine Verfassung für Europa? 410
3. Was für ein Regierungssystem in Europa? 411
4. Welche Stadt als Hauptstadt Europas? 417
5. USA als Schutzmacht? 419

Zusammenfassung 427**Anhang**

Kelten, Germanen und Slawen aus der Sicht der Genetik 433

Anmerkungen 437

Literatur 473

Register

Völkernamen 485

Personennamen 491

Kartenverzeichnis 501

Teil I

Studie zur Herkunft der europäischen Völker

Erstes Kapitel. Einführung

1. Ungeklärte Herkunft der großen europäischen Völkerfamilien

Woher stammen die Germanen? Von wo die Kelten? Welcher Herkunft sind die Slawen?

Keine dieser Fragen ist verbindlich geklärt. Erstaunlich; denn etwa 80% der Europäer (manche sagen: 90%) stammen von diesen drei großen Völkerfamilien ab, deren ›Keimzellen‹ in Europa liegen. Und dennoch scheint man von keiner dieser Familien etwas Bestimmtes darüber sagen zu können, woher sie gekommen ist. Zweieinhalb Jahrtausende, wenn es hochkommt, können in den einschlägigen Forschungszweigen für Teile der Kelten, Slawen, Germanen zurückverfolgt werden; in den davor liegenden Zeiten erscheinen sie wie vom Erdboden verschwunden. Aber es gibt zig Theorien zu ihrer Herkunft.

Was die *Germanen* anlangt, so ist die vorherrschende Meinung, dass sie aus dem Raum gekommen seien, den wir Deutschen Deutschland nennen. Das entspricht auch der Meinung des Tacitus, die er vor annähernd zwei Jahrtausenden in seiner »Germania« geäußert, zugleich aber seine Unsicherheit in dieser Frage zu erkennen gegeben hat. Doch wird vage auch die Ansicht vertreten, die Germanen seien ihrer Herkunft nach »nordisch«. Und es ist sprachlich, religionsgeschichtlich und selbst vom Äußeren her evident, dass Deutsche, auch ein Großteil der schweizerischen Bevölkerung und die Mehrzahl der Österreicher, ebenso die Niederländer, nicht ganz so eindeutig auch die Angelsachsen der Britischen Inseln, irgendwie mit dem Norden Europas verbunden sind. Wer aber diesseits und jenseits der Nord- und Ostsee wohin eingewandert ist – etwas Genaues scheint man nicht zu wissen. Eine weitere Theorie besagt, dass die Germanen aus Indien gekommen seien. Dies glaubte zum Beispiel der mit den Ariern liebäugelnde Richard Wagner, der vor seiner musikalischen Arbeit am »Ring des Nibelungen« historische Forschung betrieb, in der er übrigens mit großem Ernst über die Sintflut (»die große Fluth«)¹ nachdachte. Aus Indien sind in der Tat einst die Arier gekommen wie auch nach ihnen die aus der Landschaft Sindh ausgewanderten Sinti, denen man ihre Herkunft heute noch ansehen kann. Aber die Germanen, die

gerne zu blonden, blauäugigen hochgewachsenen Recken stilisiert werden, gleichfalls von dort?

Was die *Kelten* betrifft, so sind die Ansichten über ihre Herkunft ebenfalls diffus; eine Theorie, wonach sie nicht aus Europa stammen, ist mir in der Literatur jedoch nicht begegnet. Von Frankreich aus gesehen ist so ziemlich jede Richtung in Betracht gezogen worden, aus der die Kelten gekommen sein könnten, und Frankreich selbst (Gallien) ebenso. Die Extreme der ins Auge gefassten Herkunftsgebiete sind Irland/Schottland, (Nordwest-) Spanien, die Po-Ebene und Böhmen.²

Auch zur Herkunft der *Slawen* gibt es eine Reihe miteinander konkurrierender Theorien. Am häufigsten wird die Ansicht vertreten, dass die Slawen ihre »Urheimat« in Regionen unweit der Nordkarpaten haben, wobei die Historiker und Archäologen unschlüssig sind, ob eher dem Raum um den Dnepr oder Gegenden an Oder und Weichsel der Vorzug gegeben werden soll. Es wird aber auch die Meinung vertreten, dass die Slawen von der mittleren Donau hergekommen seien. Außerdem wird als Herkunftsgebiet Kleinasien ins Spiel gebracht, und Asien (Indien) ebenfalls.³

In jeder der angesprochenen Theorien, oder seien es Hypothesen, steckt ein für die Problembeschreibung brauchbares Moment. Aber auf der Ebene, auf der sie gebildet wurden, kann die Problemlösung nicht gefunden werden. In anderen Worten liegt die Lösung – ein wissenschaftlich nicht seltenes Phänomen – in einer anderen Dimension. Gesucht wurde die Lösung typischerweise im Flachland. Gefunden werden kann sie, wenn die Herkunftsfrage in einem bestimmten Zeitrahmen gestellt wird, im Gebirgsland. Insofern liegt die Lösung in der vertikalen Dimension.

Der Grund dafür ist das Ereignis der Großen Flut oder Sintflut – »sint« bedeutet im Sanskrit, der Gelehrtensprache der Arier, »groß« bzw. »umfassend«. Das Thema der Großen Flut habe ich in einer früheren Arbeit (Das verlorene Atlantis, zuerst erschienen 1997) unter verschiedenen Gesichtspunkten ausführlich dargelegt. Knapp gesagt wurde diese Flut im Atlantik ausgelöst durch den Untergang der großen Insel Atlantis, der mit einem großflächigen Erdaufriss einherging. Die dadurch in Bewegung geratenen Flutwellen, die wahrscheinlich mehrmals um die Erde gelaufen sind, konnten sich an Gebirgen zu enormer Höhe auftürmen und haben in relativer Nähe zum Atlantik offenbar selbst Mittelgebirge überrollt. Für die Datierung dieses Ereignisses hat sich bei vorsichtiger Taxierung das letzte Fünftel des 4. Jahrtausends v. Chr. ergeben, wobei das 31. Jahrhundert v. Chr. wahrscheinlich ist. Und so zielt die Frage nach der Herkunft der Kelten, Germanen, Slawen etc., wofür bislang ja noch kein Zeitrahmen genannt worden war, darauf: Wo haben Menschen bzw. Menschengruppen vor etwas mehr als 5000 Jahren die Große Flut in Gebirgen überlebt?

Bis zum 19. Jahrhundert war die Große Flut als Zäsur der Menschheitsgeschichte (wie vage sie auch aufgefasst sein mochte) bei uns in Europa ein fester Bestand-

teil in Abhandlungen zur Entwicklung der Menschheit. Dann verschwand diese Zäsur mehrere Generationen lang aus dem wissenschaftlichen Bewusstsein. Denn sie passte nicht mehr in eine nun hervortretende Denkweise, in welcher der kontinuierliche Fortschritt der Technik zum bestimmenden Moment der gesellschaftlichen Entwicklung wurde. Unter dem Eindruck der Industrialisierung und speziell der sich rasant entfaltenden Fabrikindustrie wurde es zu einer gängigen Vorstellung, dass ein andauernder technischer Fortschritt stattfindet. Wenn dieses Prinzip allgemeingültig war, dann musste umgekehrt auch gelten: Je weiter man in die Geschichte der Menschheit zurückblickte, desto niedriger müsste der Entwicklungsstand der Produktionsverhältnisse sein.

Diese Denkweise hat unsere Wissenschaften, die sich mit der Menschheitsentwicklung befassen, stark beeinflusst, vor allem die Archäologie. Ohne die Geschichte der moderenen Archäologie hier aufzurollen, folgende Bemerkungen dazu:

Der Däne C. K. Thomsen hatte (1836) ein sehr einfaches Schema entwickelt, das vorzüglich geeignet war, seine Sammlung nordischer Fundstücke aus den letzten fünf Jahrtausenden einzuteilen. Das Schema hieß »Steinzeit«, »Bronzezeit«, »Eisenzeit«. Es musste dann erweitert werden, weil um Äonen ältere steinwerkzeugliche Funde gemacht wurden, die nicht mit den unmittelbar vor-bronzezeitlichen von Thomsen's Sammlung in einen Topf geworfen werden durften; also nannte man die um Äonen älteren Funde »paläolithische« (altsteinzeitliche) und die unmittelbar vor-bronzezeitlichen »neolithische« (neusteinzeitliche bzw. jungsteinzeitliche). Zu den Grundbegriffen des Paläolithikums und des Neolithikums wurde dann noch (1892 durch Allen Brown) der Begriff des Mesolithikums oder Mittelsteinzeit eingeführt. Mit dem von der Altsteinzeit bis zur Eisenzeit reichenden Gesamtschema glaubte man nun, ein die gesamte Menschheitsentwicklung abdeckendes Schema zu haben, das einen permanenten Fortschritt der Produktionsverhältnisse repräsentiert. Doch die Wirklichkeit der Funde aus dem zwanzigsten Jahrhundert und noch mehr die stark verbesserten Datierungsmöglichkeiten spielten jenem bereits brüchigen Schema übel mit. Nach und nach wurde nämlich erkannt, dass in den Jahrtausenden, die der bisherigen Fassung des Neolithikums *vorausgingen*, in Europa wie in anderen Teilen der Erde sich große Entwicklungen vollzogen hatten; unter anderem waren diese gekennzeichnet durch viele Beweise einer Metallurgie, die man *nicht* – wie man anfangs noch annehmen wollte – der Bronzezeit zurechnen konnte. Die Folge davon war aber, dass »das Neolithikum« von vielen Archäologen immer weiter nach vorne verschoben wurde, um nämlich dem Dilemma zu entfliehen, dass eine vor-steinzeitliche Periode Metallurgie aufweist. Denn dann würde die Vorstellung vom permanenten Fortschritt der Technik in eklatanter Weise verletzt sein.

Herbert Kühn, ein unbestechlicher Altmeister der Archäologie und Frühgeschichte, prägte in seiner Geschichte der Vorgeschichtsforschung in den 1970er Jahren das Wort vom »Chaos der jüngeren Steinzeit«.⁴ Er meinte damit

den Umstand, dass bestimmte Siedlungsfunde (z.B. Köln-Lindenthal) seinerzeit sehr unterschiedlich datiert wurden; die einen meinten, solche Siedlungen könnten nur wenige Jahrhunderte vor der Bronzezeit gebaut worden sein und datierten sie auf das späte 3. Jahrtausend v. Chr., während andere (wegen Funden von Bandkeramik) sie in einem der früheren Jahrtausende zurechneten. Und Kühn wusste, dass die beiden Varianten sich auf sehr unterschiedliche Zusammenhänge bezogen, die aber trotzdem mit dem Etikett der jüngeren Steinzeit (Neolithikum) versehen waren. Kühns Bemerkung zum Chaos im Denken über das Neolithikum ist auch heute mit Blick auf Europa noch weitgehend zutreffend, und zwar in doppelter Hinsicht:

Erstens. Über das Ende des Neolithikums besteht, da es mit dem Beginn der Bronzezeit zusammenfällt (datiert im Allgemeinen um 1800 v. Chr.) weitgehend Konsens. Was aber den Beginn des Neolithikums anlangt, so lassen sich bei den Archäologen mindestens drei Gruppen unterscheiden; für die einen liegt dieser Beginn etwa um 3000 v. Chr., für andere im 5. oder 6. Jahrtausend v. Chr., für wieder andere im 7. oder 8. Jahrtausend v. Chr., eine Abweichung also von mehreren Jahrtausenden. Der Begriff des Neolithikums hat somit nach einer Seite hin (dem Beginn) seine chronologische Trennschärfe eingebüßt.

Zweitens. Für die beiden zuletzt genannten Gruppen (die Mehrheit) schließt der Begriff des Neolithikums eine Periode mit ein – etwa vier Jahrtausende seit dem Beginn des 7. Jahrtausends v. Chr. –, in der Werkzeuge aus Metall hergestellt wurden. Eine solche Zeit aber eine wie auch immer spezifizierte Steinzeit (Lithikum) zu nennen ist widersinnig; jedenfalls widerspricht sie dem ganzen Sinn der ursprünglichen Begriffsbildung durch Thomsen, der die Steinzeit dadurch definiert hatte, dass in ihr keine Metallwerkzeuge hergestellt werden. Der Begriff des Neolithikums hat somit auch seine terminologische Schärfe eingebüßt.

Die Lösung der archäologischen Problematik, wie bisher diskutiert, ist auf einfache Weise möglich. Der Vorschlag dazu, der in der vorliegenden Arbeit untermauert wird und Gültigkeit beansprucht für die europäischen Verhältnisse seit der letzten Eiszeit, zeigt sich in folgendem Schema.

	nachsintflutliche METALLZEIT
	nachsintflutliche STEINZEIT
Die Große Flut	
	vorsintflutliche METALLZEIT
	vorsintflutliche STEINZEIT

In den jüngsten Jahrzehnten sind Archäologen, allen voran Colin Renfrew, dem Kern der Problematik nähergekommen, ohne allerdings eine Lösung anzubieten. Renfrew, der in engem Kontakt stand zu der in Südosteuropa sehr bewanderten Archäologin Marija Gimbutas, hat eine Lücke gesehen und sie im Norden Griechenlands (Sitagroi) systematisch untersucht. Dort stellte er

aufgrund relativ kontinuierlicher Datierungen fest, dass der untersuchte Ort während des 5. Jahrtausends v. Chr. und auch noch während des größten Teils des 4. Jahrtausends v. Chr. besiedelt war. Dann aber muss es eine Besiedlungslücke gegeben haben – Renfrew spricht vom »big gap«; denn erst seit dem mittleren 3. Jahrtausend v. Chr. gab es für Siedlungen wieder relativ kontinuierliche Datierungen. Im Prinzip die gleiche Lücke, die er auf etwa ein halbes Jahrtausend veranschlagt, sei auch bei anderen Ausgrabungen in Südosteuropa aufgefallen.⁵

Die Archäologin Sabine Rieckhoff, die vor allem in Bayern forschte, bemerkte für diesen Raum gleichfalls vom späten 4. Jahrtausend v. Chr. an „eine über 1000 Jahre währende Phase ohne jegliche erkennbare Bestattungen.“⁶

Ganz ähnlich, und seine Ratlosigkeit preisgebend, spricht Erwin Keefer von den durch die Keramik des Typs Michelberg (bei Karlsruhe) »bis ins späte 4. Jahrtausend« geprägten Gegenden des Oberrheins. »Diese Gebiete erscheinen nun bis in die Frühbronzezeit hinein als nahezu siedlungsleer, ohne dass sich hierfür plausibel nachvollziehbare Gründe finden ließen.«⁷ Ähnliches sagt auch Raetzl-Fabian im Archäologen-Jargon; zwischen »Michelberg« und »Schnurkeramik« gäbe es eine Lücke von mehreren hundert Jahren, und dies in einem fruchtbaren Gebiet. Die Ursache dafür sei ungeklärt.⁸ Dass sie in der Großen Flut liegen könnte (datiert auf das ausgehende 4. Jahrtausend v. Chr.) lag offenbar nicht im Kalkül dieser Forscher.

2. Die Große Flut im Verständnis klassischer griechischer Denker

Einen guten Zugang zur aufgeworfenen Problematik kann man bei den Griechen der Antike finden. Zum Beispiel bei Platon, der sich in reifem Alter immer wieder Gedanken gemacht hat zur größten ihm überlieferten Katastrophe der Menschheit. Oder später bei Plutarch, Philosoph und Historiker, der nachzuempfinden suchte, wie es nach der gleichen Katastrophe in seinem Land ausgesehen hat und wie sich die übrig gebliebenen Menschen in ihrer Not verhalten haben. Oder bei Pausanias, dem großen Sammler, der durch ganz Griechenland gewandert ist, um sich an Ort und Stelle die alten Geschichten erzählen zu lassen; so berichtet er von einer am Fuß des Parnass (-Gebirges) gelegenen, nach einem Mann namens Parnass benannten Stadt, die von der Flut weggespült worden war und wo später eine neue Stadt entstand, die den Namen Delphi (Delphoi) erhielt.

Blieben wir jetzt einmal im klassischen Griechenland, bei Platon, und sehen uns seinen (nach den Schriften »Timaios« und »Kritias«) dritten Versuch an, sich mit der Bedeutung der Großen Flut auseinanderzusetzen. Gemacht wird er in den »Nomoi« (Gesetze), im Buch III jener Schrift.⁹ Und wie immer fast schreibt Platon in Dialogform, ein Dialog in diesem Fall, der stattfindet zwischen einem Fremden namens Kleinias und einem »Athenener«. Der »Athe-

ner« steht für Platon, der diesmal selbst in die Rolle schlüpft, die er sonst in den Dialogen seinem großen Lehrer Sokrates zugeteilt hatte, in die Rolle des Fragenden. Der Athener fragt:

...Glaubst du wohl je das Ausmaß der Zeit erforschen zu können, seit welcher es Staaten gibt und in staatlicher Verbindung lebende Menschen?

KLEINIAS: Nein, das ist keineswegs leicht.

DER ATHENER: Aber dass es ein unermesslicher und unberechenbarer Zeitraum sein dürfte?

KLEINIAS: Das gewiss in hohem Grade.

Platon denkt hier eher wie wir heute, die wir (wegen entsprechender Funde) ein in die Millionen von Jahren gehendes Alter der Menschheit annehmen, und nicht etwa wie bei uns noch im frühen 19. Jahrhundert, als man weithin glaubte, der Mensch sei kaum mehr als sechstausend Jahre alt.

DER ATHENER: Entstanden uns nun nicht tausend und aber tausend Staaten in dieser Zeit, und ging nicht nach demselben Zahlenverhältnis eine nicht geringe Zahl unter? [...]

KLEINIAS: Notwendig...

Der Athener: Scheinen euch nun die alten Sagen (*logoi*) etwas Wahres zu enthalten?

KLEINIAS: Welche denn?

DER ATHENER: Dass viele Vernichtungen (*kataklysmoi*) der Menschen geschehen seien, durch Überschwemmungen, durch Seuchen und viel anderes, bei welchen nur ein kleiner Teil der Menschen überlebte.

KLEINIAS: Gewiss erscheint jedes der Art jedem sehr wahrscheinlich.

DER ATHENER: Wohlan denn, stellen wir uns eine von den vielen vor, diejenige nämlich, welche einmal durch Überschwemmung stattfand.

KLEINIAS: Welche Vorstellung wollen wir uns davon machen?

DER ATHENER: Dass die damals der Vernichtung Entronnenen so ziemlich aus auf den Bergen hausenden Hirten bestehen dürften, schwachen auf den Gipfeln der Berge geretteten Funken der menschlichen Gattung.

KLEINIAS: Offenbar.

Gebirgshirten als so ziemlich einzige Art von Überlebenden der Großen Flut ist für Platon eine wichtige Erkenntnis, die er auch schon in den früheren Dialogen zu dieser Thematik herausgearbeitet hatte. Hier in den »*Nomoi*« bezeichnet er diese Art von Überlebenden als schwache Funken der Menschheit, um nämlich

auszudrücken, dass in ihnen nur ein schwacher Abglanz des gesellschaftlichen Wissens und Könnens, das in Jahrtausenden erworben worden war, erhalten bleiben konnte.

DER ATHENER: Wollen wir nun annehmen, dass die in den Ebenen und an der See erbauten Städte in damaliger Zeit gänzlich untergegangen seien?

KLEINIAS: Das wollen wir.

[...]

Der Athener: Wollen wir also nicht erklären, dass damals, als der Untergang stattfand, es so um das Schicksal der Menschen bestellt war, dass eine unermessliche, grauenvolle Verlassenheit herrschte, aber ein großer Überfluss an reichen Ländereien, sowie dass nach dem Dahinsterben der anderen Tiere einige Rinderherden und etwa einige Ziegen sich zufällig erhielten, jedoch selbst diese ihren Hütern damals anfänglich (nur) einen spärlichen Lebensunterhalt boten.

KLEINIAS: Wie anders?

[...]

DER ATHENER: Ist nun nicht, mit dem Fortschreiten der Zeit und dem Zahlreichwerden unserer Gattung, alles zu allen jetzt bestehenden Zuständen vorgeschritten?

KLEINIAS: Sehr richtig.

DER ATHENER: Natürlich nicht mit einem Mal, sondern nach und nach, in sehr langer Zeit.

KLEINIAS: Sehr angemessen in dieser Weise.

DER ATHENER: Denn von den Höhen nach den Ebenen herabzusteigen, das verhinderte eine noch in den Ohren widertönende Bangigkeit.

KLEINIAS: Wie sollte sie das nicht?

DER ATHENER: War ihnen nicht in ihrer damaligen Lage ihr gegenseitiger Anblick der Seltenheit wegen etwas Angenehmes, die Fahrzeuge aber, um damals zu Lande oder zu Wasser zueinanderzukommen, waren fast alle, möchte ich sagen, zugleich mit den Künsten (*technai*) verlorengegangen? Miteinander zu verkehren war ihnen daher, denke ich, nicht leicht möglich. Denn Eisen und Erz und alle Metalle waren durch Verschüttung dahingeschwunden, so dass man dergleichen durchaus nicht wieder auszuscheiden vermochte, und das Holzfällen gelang ihnen selten. Denn hatte auch irgendein Werkzeug auf den Bergen sich erhalten, so ging das durch Abnutzung bald wieder verloren, durch andere aber ließ es sich nicht ersetzen, bevor etwa die Kunst der Metallbearbeitung wieder unter die Menschen gelangte [...]

Man sieht: Für Platon war klar, dass vor der Flut eine metallurgische Zeit war, danach aber eine nicht-metallurgische Periode, bis wieder Metallwerkzeuge hergestellt wurden.

DER ATHENER: Um wie viele Menschenalter (*geneai*) später glauben wir wohl, dass das stattgefunden habe?

KLEINIAS: Offenbar um sehr viele.

Eine präzise gestellte Frage, die nicht gleichermaßen präzise beantwortet wird. In den einschlägigen früheren Dialogen hatte Platon die der Großen Flut vorausgehende metallurgische Zeit, ohne dass er sich auf deren Anfang oder Ende irgendwie festlegen konnte, in der Größenordnung von wenigen Jahrtausenden bemessen. Hier in den »*Nomoi*« fragt er nun nach der Dauer der jener metallurgischen Zeit nachfolgenden nicht-metallurgischen Periode, bis wieder mit der Herstellung von metallenen Werkzeugen begonnen wurde. Es ist die präzise Frage nach einer neuen oder erneuten Steinzeit (griechisch ausgedrückt »Neo-Lithikon« und latinisiert »Neo-Lithikum«), die Platon mit dem Zeitmaß von Generationen stellt. Wenn, wie darzulegen sein wird, die Dauer jener metallurgischen Zeit nach heutigem Kenntnisstand auf etwa 4 Jahrtausende zu veranschlagen ist und die Dauer der nicht-metallurgischen Periode auf etwas mehr als 40 Generationen (über 1200 Jahre), so zeigt sich, wie adäquat Platon die zur Debatte stehende Problematik befragt hat. Auch zeigt das Beispiel Platons einmal mehr, dass es sich in elementaren Fragen lohnt, an den Wissensstand der Alten Griechen anzuknüpfen.

Im folgenden Kapitel wird, von der letzten Eiszeit ausgehend, die Entwicklung der europäischen Verhältnisse verfolgt, die im ausgehenden 4. Jahrtausend v. Chr. dann jäh abbrach. Dies geschieht, wenngleich einige aussagekräftige Überlieferungen eingestreut sind, mittels archäologischer Befunde. Am Ende des folgenden Abschnitts wird es darum gehen, inwieweit man mit rein archäologischen Mitteln auf die Große Flut schließen kann; dabei spielen die heutigen Datierungen zu den rätselhaft erscheinenden Megalithen eine wichtige Rolle.

Zweites Kapitel. Zur vorsintflutlichen Entwicklung Europas

Die Besiedlung des vorsintflutlichen Europas stellt sich von der letzten Eiszeit her insgesamt dar als ein sehr allmählicher, dabei von einer Großkatastrophe unterbrochener Prozess, der seit dem 7. Jahrtausend v. Chr. an Dynamik gewinnt, die im 5. und 4. Jahrtausend v. Chr. weiter forciert wird.

Die letzte Eiszeit wird im Allgemeinen von einer Zeit vor rund 120 000 Jahren bis in eine Zeit (heute) vor rund 12 000 Jahren oder *etwa 10 000 v. Chr.* angesetzt, als sich am Ende die für diese Eiszeit charakteristischen Flussläufe der Weichsel und der Würm herausbildeten und eine allgemeine Erwärmung einsetzte. Europa war während dieser Eiszeit, im Unterschied zu Äquator-näheren Regionen, in großen Teilen unbewohnbar, weil größtenteils vereist. Die hierdurch bedingte Unbewohnbarkeit gilt für alle Gebiete nördlich einer etwa mit Berlin – Hamburg – London zu markierenden Linie; und sie gilt für ein etwa zwischen Wien – München – Lyon – Genua – Venedig um die Alpen liegendes Gebiet, ebenso wie im engeren Umkreis um die Karpaten und die Pyrenäen liegende Gebiete. Menschliche Siedlungen konnte es während der besagten Eiszeit demnach nur im Zwischenraum zwischen den genannten Eisgebieten geben und, unter deutlich günstigeren klimatischen Bedingungen, in südlichen Regionen Europas.

1. Funde aus der Weichsel-Würm-Eiszeit

Tatsächlich haben wir aus dem eisfreien Streifen der mittleren Breitengrade einige sporadische Funde, von denen ich zwei Komplexe nennen möchte: Erstens die in den 1930er Jahren gefundenen, nach neuer Datierung rund 35 000 Jahre alten Siedlungsspuren über dem Lonetal im Osten der Schwäbischen Alb. Sie sind ausgezeichnet durch feines Elfenbeinschnitzwerk, wie der Torso eines Wildpferds oder die erst jüngst gefundene, vollständig erhaltene Figur eines Mammuts (zu sehen im Schloss Hohentübingen). Zu dem gleichen Fundumkreis gehören auch aus Tierknochen gefertigte Flöten. Zweitens die einige Jahrtausende jüngeren, auf dem gleichen Breitengrad liegenden Siedlungsspuren im March-Donaugebiet (Dolní Vestonice und Pavlov). Dort gibt es Spuren einer

Mammutjäger-Siedlung, in der aus einem Lehm-Asche-Gemisch Keramik hergestellt wurde; außerdem fand man ein Halsband, dessen Glieder aus stilisierten Frauenbüsten geformt waren.¹⁰ Für die Zeiten, aus denen die genannten Funde stammen, rechnet man in den betreffenden mitteleuropäischen Regionen mit einer durchschnittlichen Jahrestemperatur von ungefähr fünf Grad Celsius.¹¹

Wesentlich mehr Siedlungsfunde aus der letzten Eiszeit gibt es in den – wärmeren – südlichen Regionen Europas, wobei der nordspanisch-südfranzösische Raum eine Konzentration von Funden aufweist. Der berühmteste ist dort die im späten 19. Jahrhundert zufällig entdeckte Höhle von Lascaux, die den Bewohnern der Gegend vor rund 15 000 Jahren Schutz bot. Die Wände dieser Höhle sind voll von farblich gut erhaltenen Bildern, in denen vorzugsweise Jagdszenen dargestellt sind; unter den gejagten Tieren sind Stiere, Pferde, Hirsche und auch ein einhörniges Tier, das dementsprechend »Einhorn« genannt wird. Das Klima wurde in dieser Zeit allmählich milder, doch gilt es noch nicht als Warmperiode.

2. Ältestes aus Griechenland

Aus Griechenland sind aus solchen Zeiten keine Funde bekannt. Doch gibt es aus altägyptischem Wissen über Solon von Platon (im »Timaios«) weitergetragen, eine Zeitangabe für die Gründung des ursprünglichen Athen. Diese ursprüngliche Gründung (im Unterschied zu dem zweifelsfrei in der gleichen Landschaft neugegründeten Athen im Laufe des 2. Jahrtausends v. Chr.) liegt demnach, da sie leicht umzurechnen ist, im 10. Jahrtausend vor Christus. Benannt ist der damals gegründete Ort nach Athene, jener (wie überliefert) in Libyen am Tritonsee geborenen, die im späteren Griechenland typischerweise mit Kriegshelm versehen, und oft auch mit dem Weisheitsattribut der Eule ausgestattet, plastiziert wurde. Von ihr ist erzählt worden, dass sie in jugendlichem Alter bei Waffenübungen ihre Freundin namens Pallas versehentlich tödlich verwundete und darüber so erschüttert war, dass sie zum Gedenken den Namen der Freundin vor ihren eigenen setzte. Diese Pallas Athene, auch dies ist in einer bestimmten Erzähltradition erinnert, habe ihr späteres Leben in Griechenland verbracht.¹²

So von der Athene sprechend möchte ich, en passant, meine Auffassung von den Göttinnen und Göttern, wie sie im Altertum verehrt wurden, darlegen. Sie ist, jedenfalls im Verhältnis zu den bei uns vorherrschenden Theorien, so einfach, dass einige wenige Zeilen genügen dürften, um sie vorzustellen: »Götter« ist eine Sammelbezeichnung für die verehrungswürdigsten *vorsintflutlichen* Gestalten, für Menschen von der hohen Art, wie sie uns aus *nachsintflutlicher* Zeit besser bekannt sind; zum Beispiel Buddha, Jesus, Mohammed. Deren Lebenszeiten sind, mit Abstrichen bei Jesus von Nazareth, bekannt; und auch bei einigen »göttlichen Menschen« der *vorsintflutlichen* Zeit gibt es speziell aus ägyptischer Tradition (Manetho) zumindest im Maßstab eines Jahrtausends

»genaue« Hinweise auf ihre Lebenszeit, während sie in anderen Fällen gänzlich unbekannt ist. Unter solchen ungewöhnlichen Menschen treten in mutterrechtlichen Gesellschaften offenbar eher Frauen, in vaterrechtlichen eher Männer in Erscheinung.

Diese Auffassung knüpft übrigens wiederum an die Griechen an oder einige Griechen in der klassischen Zeit. Ihre Künstler haben die Götter nach ihren Idealen als vollendete Menschen zu formen versucht. Und der Religionsphilosoph Euhemeros von Messene, Zeitgenosse Platons, hat es ausgesprochen: dass es sich bei den Göttern (in geringerem Maße bei den Halbgöttern) um hervorragende Menschen der »Vorzeit« handelt.

Hervorragend an Athene war offenbar eine Weisheit praktischer Art. So wird ihr die Einführung des Olivenanbaus in Griechenland zugeschrieben. Auch war sie anscheinend Lehrmeisterin in staatlichen Angelegenheiten. Hierzu macht Platon eine aufschlussreiche Bemerkung. Er hatte (aus der durch Solon vermittelten Traditionslinie) einige Kenntnis von der Struktur des athenischen Ursprungsstaats und hob in dessen Beschreibung hervor, dass es in ihm eine auf Verteidigung gerichtete Wehrbereitschaft gab, die gleichermaßen von besonders trainierten Frauen und Männern wahrgenommen wurde. Und Platon bemerkt, dass die Weisheit der Athene in die Konzeption dieses ursprünglichen Staats eingeflossen sei. So liegt es nahe, dass Athene, da sie offensichtlich selbst zu einer Kämpferin ausgebildet worden war, zu dieser Art der Verteidigungsbereitschaft wesentliches beigetragen hat. Geht man davon aus, so müsste Athene in der Gründungszeit jenes ursprünglichen Staats oder unwesentlich früher und somit im 10. Jahrtausend v. Chr. gelebt haben.

Für die Besiedlung der attischen Küste in solcher Zeit gibt es, im Unterschied zur anderen Seite des Mittelmeers (Palästina), keine archäologische Bestätigung. Sie zu bekommen, dürfte sehr schwierig sein; denn wenn es solche archäologischen Beweisstücke gibt, müssten sie am ehesten unter der Akropolis oder unter der Innenstadt Athens verborgen liegen.

3. Katastrophe durch einen Himmelskörper

Im 9. oder eher im 8. Jahrtausend v. Chr. (unterschiedliche Datierungen)¹³, ist die noch wenig zahlreiche Bevölkerung in Europa durch eine große Naturkatastrophe wahrscheinlich erheblich vermindert worden, wobei die Auswirkungen dieser Katastrophe in westlichen Teilen der Erde vermutlich noch größer waren. An dieses Ereignis ist das griechische Märchen von dem schönen Jüngling Phaeton geknüpft, der den himmlischen Wagen seines Vaters falsch gelenkt hat, weshalb wir von der »Phaeton-Katastrophe« sprechen können. Zu diesem Ereignis gibt es von naturwissenschaftlicher Seite her zwei in ihrem Materialreichtum wertvolle Arbeiten, nämlich die des Atlantis-Forschers Otto Muck aus den 1950er Jahren und die der – gleichfalls österreichischen – Geologen

Alexander und Edith Tollmann aus den frühern 1990er Jahren. Diese Autoren (wie noch weitere) sind sich darüber einig, dass jene relativ früh nach der letzten Eiszeit eingetretene Katastrophe durch ein asteroides oder planetoides Gestirn verursacht wurde, das beim Eintauchen in die Erdatmosphäre zerplatzte und eine große Hitzewelle auslöste. Dass diese Katastrophe auf solche Weise verursacht wurde, deckt sich im wesentlichen auch mit der ägyptisch-griechischen Überlieferung dieser Katastrophe.

Allerdings ist den Tollmanns wie vor ihnen Muck ein schwerer Fehler unterlaufen, zu dem ich (hier nur knapp) feststellen möchte: In beiden Fällen sind den genannten Charakteristika der Katastrophe zahlreiche Informationen beigemischt worden, die in den Kontext einer andersartigen, viel späteren und ungleich gewaltigeren Katastrophe gehören, eben der berühmten Sintflut, als welche den österreichischen Forschern die von ihnen untersuchte Katastrophe dann erschien. Das eine Ereignis ist von dem anderen unterscheidbar und ist auch in der mehrfach schon angesprochenen ägyptisch-griechischen Überlieferung¹⁴ unterschieden. Bei der ersten, durch einen Himmelskörper verursachten Katastrophe, so heißt es dort, konnten vor allem Fluss- und Meeresanwohner überleben, während bei der zweiten Katastrophe, in der das Wasser die Städte fortgerissen habe, nur Gebirgsbewohner überleben konnten.

In den Untersuchungen zu der auf das 9. oder 8. Jahrtausend v. Chr. zu datierenden Phaeton-Katastrophe sind mehrere große Einschläge rings um den Globus als ›Treffer‹ des niedergegangenen Gestirns in Betracht gezogen worden. Diese liegen von Nordafrika bzw. Ägypten ungefähr so weit entfernt wie von Europa. Da die Wirkung dieses Ereignisses (durch Hitze) in Ägypten erlebt und als gravierende Katastrophe überliefert wurde, ist stark anzunehmen, dass dadurch auch das Leben in Europa erheblich beeinträchtigt wurde.¹⁵

4. Klimatisch bedingte Neuansiedlungen nach Norden hin

Die eben genannte Zeit liegt, was das Klima im allgemeinen angeht, in einer Erwärmungsperiode. Seit der letzten Eiszeit fand über mehrere Jahrtausende lang (bei durchschnittlich etwa 1 Grad Celsius Temperatursteigerung pro Jahrtausend) eine kontinuierliche Erwärmung statt; sie erreichte während des 4. Jahrtausends v. Chr. ihren Höchststand in Mitteleuropa mit einer um etwa 2 Grad Celsius höheren Jahresdurchschnittstemperatur, als wir sie im frühen 21. Jahrhundert haben.

Für das 8. Jahrtausend v. Chr. zeigen die archäologischen Funde noch steinzeitliche Verhältnisse an, d.h. Werkzeuge wurden noch nicht aus Metall hergestellt. Es gibt aus dem 8. Jahrtausend v. Chr. Spuren im Norden Englands, wo Graham Clark vor wenigen Jahrzehnten in einer (Winter-) Siedlung Feuerstein-äxte und eine unter Verwendung eines Elchgeweihs hergestellte Hacke fand; außerdem entdeckte er bei einem See den Rest eines Paddels.¹⁶ Siedlungsspuren

der gleichen Zeit haben wir auch aus Dänemark und Südschweden (»Maglemose-Kultur«), einzelne auch aus dem südlichen Norwegen.¹⁷

In dieser Zeit zog sich das Eis auch in den nördlichsten Regionen Europas zurück, und mit dem Rückzug blühten auch dort vegetationsreiche Landschaften auf, Voraussetzung für die allmähliche Ausdehnung der Bevölkerung nach Norden hin.

5. Anfänge der Metallurgie: Weitreichende Wandlungen

Mit dem 7. Jahrtausend v. Chr. begann eine Metallzeit, eben die vorsintflutliche Metallzeit. Nicht etwa nur im Vorderen Orient, auch im spanischen Süden wurde in dieser Zeit bereits Metall geschmolzen.¹⁸ Es ist sicher kein Zufall, dass ein Anfang der europäischen Metallurgie im Süden Spaniens gemacht wurde. Denn diese an Kupfer reiche Region ist laut Platons Atlantisbericht in einer unbestimmten Zeit Bestandteil eines Reichs der Insel Atlantis geworden, die vom Atlantik her relativ nahe an den Süden Spaniens heranreichte; diese Gegend war benannt nach einem atlantischen Vizekönig namens Gadeiros¹⁹, nach dem das betreffende Gebiet noch zu Platons Zeit das »Gadeirische Land« geheißen habe (woran die Namen »Gadir« und »Cadiz« weiterhin erinnern). Höchst wahrscheinlich entwickelte sich die Metallurgie zuerst in Atlantis – wo übrigens auch in Zeiten, als weite Teile Europas noch von Eis bedeckt waren, gute Lebensbedingungen geherrscht haben müssen – und ist dann nach Spanien transferiert worden. Hierauf deuten stark die aus Ägypten stammenden Informationen über Verhältnisse in Atlantis, in denen die dortige Metallurgie hervorgehoben ist. Diese Verhältnisse sind bei Platon wiedergegeben, ohne dass er eine zeitliche Bestimmung für sie geben konnte – was mit heutigen Hilfsmitteln annäherungsweise möglich ist. Wahrscheinlich handelte es sich um die Zeit des späten 7. Jahrtausend v. Chr., für welche die Verhältnisse in Atlantis, inklusive seiner ausgeprägten Metallurgie, beschrieben sind. Es war dies die Zeit von Isis und Osiris (griechisch Demeter und Dionysos) wie auch deren Begleiters Thot (griechisch Hermes), die den Überlieferungen nach mit ihrem Gefolge von Atlantis nach Ägypten übersiedelt waren.

Der seit dieser Zeit im Mittelmeerraum wirksam gewordenen Wandel, der im Laufe des 20. Jahrhunderts von den Archäologen wahrgenommen wurde,²⁰ kann als ein letztlich von Atlantis ausgehender Technologietransfer verstanden werden, der allerdings nicht nur die Metallurgie betraf. Viele andere Errungenschaften der Landwirtschaft, der Viehzucht, der Gartenkultur und etlicher Wissenschaften und Künste wurden eingeführt, wofür vor allem in Ägypten Isis und Osiris tief verehrt wurden.

Speziell zu den Verhältnissen Griechenlands haben wir für die gleiche Zeit, auf die sich Platons Beschreibung von Atlantis bezieht, ebenfalls eine wenn auch sehr kurze Beschreibung. Von Metallurgie ist, außer dass Gold und Silber

erwähnt wird, dort nicht die Rede. Aber über die Gesellschaft erfährt man Relevantes: Das Athenische Land, oder Attika, habe sich nach Westen hin bis zum Isthmos (Golf von Korinth) und nach Norden hin bis zu den Höhenzügen des Kithairon und des Parnes (westlich von Marathon) erstreckt, mit dem damals noch ausgedehnten Hügel der Akropolis, d.h. der Oberstadt, als Zentrum. Dort hätten um den Tempel der Athene und des Hephaistos (der altägyptische Ptah) herum als Beschützer der Ackerbauern, Viehzüchter und Handwerker etwa 10 000 Frauen und 10 000 Männer in anspruchsvoller Weise Wehrdienst getan.²¹

Weiterhin ist in Griechenland (wie auch in anderen Teilen Europas) noch mit mutterrechtlichen Verhältnissen zu rechnen. Von der angegebenen Zahl derer, die professionell für die Landesverteidigung sorgten, kann man in grober Schätzung auf die Bevölkerungszahl im damaligen Attika schließen, die zwischen hundert und zweihundert Tausend gelegen haben dürfte.

Auch in anderen Regionen Griechenlands lebten damals Menschen, von denen man allerdings nur durch archäologische Funde etwas weiß. Spuren von Ackerbau-Siedlungen aus dem 7. Jahrtausend v. Chr. wurden auf Kreta gefunden. Von der Insel Milos wurde etwa in der gleichen Zeit Obsidian, ein für die Herstellung von Steinwerkzeugen und -geräten sehr geeignetes Material, zum griechischen Festland verschifft. Für den Norden Griechenlands (Nea Nikomedeia und Seslo) ist Ackerbau mit kultiviertem Weizen und Gerste nachgewiesen, ebenso die Domestikation von Schafen und Ziegen; desweiteren hat man Hinweise auf quadratische, lehmverputzte Holzbauten mit Fußböden und Funde von Keramik mit menschlichen Tonfiguren. Vergleichbare Siedlungsfunde, datiert mit dem 7./6. Jahrtausend v. Chr., gibt es auch in weiter nördlich gelegenen Regionen des Balkan, dem Unterlauf der Donau zu (Karanovo, Starcevo, Lepinski Vir).²²

Dem Atlantik zu fanden sich für die gleiche Zeit relativ hochentwickelte Siedlungen an der südspanischen Küste (bei Cadix und dem kupferreichen Almaria), außerdem im gegenüberliegenden Nordafrika, des weiteren an der südfranzösischen und süditalienischen Küste; auch Siedlungsfunde an der Westküste Iberiens und Frankreichs (La Haguette) müssen in diesem Zusammenhang angeführt werden. Denn in den genannten Gebieten hat man früheste Funde der Cardial-Keramik, auch als »westeuropäische Keramik« bezeichnet, die ihren Ursprung vom Meer geradezu in sich trägt: ist sie doch durch Herzmuschelförmige Verzierungen, erzeugt ursprünglich wohl durch Eindrücken der Muschelkanten in den noch feuchten Ton, charakterisiert. Spätere Varianten dieser Keramik finden sich dann auch im Landesinnern der besagten Länder und nach Mitteleuropa hin bis in das Rheinland und das Main- und Neckargebiet.²³

Anzusprechen ist hier noch eine grundlegende Veränderung, die im Laufe des 6. Jahrtausends v. Chr. eingesetzt hat: die Transformation mutterrechtlicher in vaterrechtliche Verhältnisse. Solch ein Wandel vollzieht sich in einer gegebenen Gesellschaft, auch wenn er als »Sündenfall« pointiert werden kann, allmählich, und es kann lange dauern, bis eine fremde Gesellschaft von ihm affiziert wird; aber es kann eine solche Gesellschaft auch mit großer Wucht von ihm erfasst

werden, dann nämlich, wenn diese Gesellschaft von einer bereits vaterrechtlich organisierten erobert wird. In einer solch drastischen Weise scheint der Wandel im nördlichen Europa, wie später noch zu erörtern sein wird, geschehen zu sein.

Eine sehr bedeutende Gestalt in diesem Zusammenhang ist Odin (auch: Wodan), in der römischen Tradition bekannt unter dem Namen Mars. Er steht für männliche Tugenden, für Eroberungen aller Art und damit auch für Krieg. Nach den ägyptisches Wissen repräsentierenden Manetho-Fragmenten²⁴ lebte jener göttliche, den die Griechen Ares nannten, irgendwann im späten 6. Jahrtausend v. Chr.; vereinzelt Hinweise aus griechischer und aus germanischer Tradition treffen sich darin, dass er seine Hausmacht in der Region um das Marmarameer hatte.²⁵ Die Griechen waren dem Ares im allgemeinen wenig wohlgesonnen, noch weniger dem, was in seinem Namen erfolgte; der böotische Dichter des 7. Jahrhunderts v. Chr., Hesiod, sprach es so aus:

[...] sie pflegten Ares' traurige Werke [...] Ehern war ihre Waffe, und ehern waren die Häuser, ehern, womit sie das Tagwerk getan. [...] Sie stiegen hinab in den Hades.²⁶

6. Siedlungsentwicklungen in verschiedenen Teilen Europas

Dass sich im *europäischen Norden* nach dem Rückzug des Eiszeit-Eises Menschen ansiedelten, ist schon gesagt worden. Von ihnen haben wir in Dänemark, Südschweden und Südnorwegen noch im 6. Jahrtausend v. Chr. Funde, die zeigen, dass diese Menschen teils von der Rentierjagd, teils vom Fischfang, teils von der Agrikultur lebten und als Werkzeuge Steinwerkzeuge benutzten. Dann, noch im 6. oder erst im 5. Jahrtausend v. Chr., treten neue Phänomene in dieser Region auf. Funde einer elaborierten Keramik werden nun typisch, wobei trichterförmige Gefäße besonders auffallen, die, wenn sie durch Stichmuster verziert sind, an die Cardialkeramik erinnern; aber auch andere Formen, nämlich die von Kragenflaschen und Kugellamphoren, werden neben den Trichterformen charakteristisch.

Im Zusammenhang mit dieser für die Region neuartigen Keramik stehen nun auch eherne Funde, Funde von Kupferobjekten: Kupferwerkzeuge, Kupferschmuck, Kupferfiguren (wobei es sich typischerweise um arsenisches Kupfer handelt). Soweit neue Datierungen dazu vorgenommen werden konnten, weisen sie auf das späte 5. oder frühe 4. Jahrtausend v. Chr. Man fand solche Objekte, ebenso wie trichterförmige Keramik, verstreut im skandinavischen Tiefland und im Tiefland südlich der Nordsee und der Ostsee. Dort (im polnischen Bytyn) wurde im späten 19. Jahrhundert ein Aufsehen erregender und damals nicht einzuordnender Fund gemacht, in dem ein Hort geborgen wurde, der (sechseitig geformte) Kupferäxte und kupferne, mit Joch ausgestattete Ochsenfiguren enthielt.²⁷

Im *südöstlichen Europa* gibt es bemerkenswerte Erscheinungen aus dem 5. bzw. 4. Jahrtausend v. Chr.: Siedlungen am Dnjepr und Dnjestr mit einer Keramik, für die die Fundorte Tripol'e (nahe Kiew) und Cucutani (nahe Odessa) stehen. Diese Keramik zeigt sehr runde und verspielte Formen, in Tripol'e mit bemalter Notenschlüssel-artiger Musterung, in Cucutani mit ausgelassenen Schleifenformen, die in der Spätphase stilisiert sind. Neben (nichtidentifizierten) Kupferobjekten fanden sich in der Region wiederum typischerweise weibliche Figuren, wohlgeformte.²⁸ Allerdings wurde dort, und zwar speziell in der Spätphase, d.h. ausgehendes 5. bis angehendes 4. Jahrtausend v. Chr., ein bestimmter Typus von männlichen Statuen gefunden, bei dem die Figuren durchweg einäugig sind.²⁹ Einäugigkeit aber ist das stärkste Erkennungsmerkmal des Odin oder Ares, von dem überliefert ist, dass er ein Auge verlor. Wo diese göttliche Gestalt auftaucht, ist Männerdominanz angesagt. Und so muss es in der angegebenen Zeit einen, wie Marija Gimbutas sagt, androkratischen Einfluss auf die offenbar blühenden nordpontischen Verhältnisse um Cucutani gegeben haben. Gimbutas sieht dieses Phänomen im Zusammenhang mit einer Männer-orientierten Gesellschaft östlich des Schwarzen Meeres, die dort im Laufe des 5. Jahrtausends v. Chr. in Erscheinung getreten ist. Es handelt sich dabei um die sogenannte Kyul-Tepe-Kultur, für die seit etwa 5 000 v. Chr. der Gebrauch von Pferden als Reittieren nachgewiesen ist, wo aus dem 5. und 4. Jahrtausend Kupferwaffen wie andere arsenische Kupferprodukte aus eigenen Kupferbeständen und Hinweise auf Pferde-, Rinder-, Schafs- und Schweinezucht wie auch auf den Anbau verschiedener Getreidesorten gefunden wurden. Erwähnenswert sind hier auch Fundstücke von Kugelamphoren.³⁰

Vom Balkan gibt es aus der ersten Hälfte des 5. Jahrtausends v. Chr. (Datierung um 4800 v. Chr.) den Fund einer Steinplatte mit Schriftzeichen, der vor einigen Jahren gemacht wurde. Diese bei Jamiste im Osten Makedoniens gefundene Schrift ist heute nicht lesbar; doch erkennen die Experten offenbar Ähnlichkeiten mit dem Schrifttyp der alten (nachsintflutlichen) Schriften des Vorderen Orients.³¹

Weiter ist aus dem Balkan, speziell für die zweite Hälfte des 5. Jahrtausends v. Chr., vom Stand der Metallurgie zu berichten. Als Hauptregionen der Metallurgie in Europa gelten für diese Zeit der Süden der Iberischen Halbinsel und der Balkan, aus dessen nördlichen Gegenden man einige spezifische Erkenntnisse hat. Die Kupferproduktion muss hier teilweise immens gewesen sein; denn es wurden im bulgarischen Varna in einem Friedhof der betreffenden Zeit eherner Schmuck gefunden, der zusammengenommen auf die Waage gelegt das stattliche Gewicht von sechs Kilogramm ergab.³² Ebenfalls in Bulgarien, bei Aibunar, wurde aus der gleichen Zeit ein Bergwerk entdeckt und ausgegraben. Die Untersuchung ergab, dass hier im Tagebau bestimmte Erzsorten (grüner Malachit und blauer Azurit) in der Größenordnung von 30 000 Tonnen abgebaut worden waren. Darüber hinaus wurde festgestellt, dass mit dem entsprechenden Rohkupfer ein weitläufiger Handel betrieben wurde, der bis zur unteren Wolga reichte.³³

Ausgeprägte Siedlungsspuren gibt es zudem im ungarischen Raum (Körös, später Lengyel), des weiteren in der Dnjestr-Bug-Region und an der Weichsel, wo im 5. Jahrtausend v. Chr. neben dem Ackerbau Rinderzucht charakteristisch war. Aus dem gleichen Jahrtausend gibt es auch weiter östlich Siedlungsfunde; so an der Memel und Narva³⁴, wo unter einer Schlammschicht Blockhäuserreste und Keramik gefunden wurde, außerdem Figuren einer »Eulenfrau«, was sofort Assoziation weckt zu der – mit Homer zu sprechen – eulenäugigen Göttin Athene; überhaupt werden in diesen östlichen Regionen, wie Marija Gimbutas festgestellt hat, in der damaligen Zeit vorzugsweise weibliche Gestalten dargestellt. Auch noch weiter östlich bieten jene Zeiten Siedlungsfunde, nämlich in Mittellrussland, in Nordrussland und im fernen Osten Europas, dem Uralgebirge zu.

In *Mitteleuropa* gibt es, besonders im Umland der Schwäbischen Alb, relativ alte Siedlungsfunde, die möglicherweise eine Fortsetzung der einst dort zwischen der alpinen und der nordischen Vereisungszone lebenden Menschen repräsentieren. Zu nennen sind eine erst vor kurzer Zeit gefundenen kleine Siedlung (»Henauhof«) bei Buchau am Federsee aus dem späten 7. Jahrtausend v. Chr.³⁵, dann die um 6000 v. Chr. datierten Funde von Holzgerlingen (Steinwerkzeuge, Keramik; Landwirtschaft und Tierhaltung)³⁶ und, von der Mitte des 6. Jahrtausends v. Chr. an datiert, eine aus zehn Häusern bestehende Bauernsiedlung bei Eggingen an der Südseite der Schwäbischen Alb.³⁷

Ein Einfluss vom Balkan her zeigt sich zunächst in der Ausbreitung einer spezifischen Keramik. Bei ihr handelt es sich um Bandkeramik, die in ihrer älteren Art (mittleres 6. Jahrtausend v. Chr.), wie sie südöstlich der Alpen gefunden wurde, durch schlichte Linienbandmuster gekennzeichnet ist. Wenige Jahrhunderte später existiert solche Bandkeramik, Linienband- oder Linearbandkeramik genannt, in weiten Teilen Mitteleuropas; wo sie gefunden wurde, wurden häufig auch Darstellungen weiblicher Gestalten gefunden.³⁸ Eine Reihe dörflicher Siedlungen aus dem späten 6. Jahrtausend v. Chr. wurden im Neckargebiet ausgegraben; neben Funden von Bandkeramik wurde hier auch der seltene Fund eines Hakenpflugs gemacht.³⁹ Vergleichbare Befunde aus der gleichen Zeit gibt es in rheinischen Gegenden: Im Merzbachtal, westlich von Köln, sind 160 Hausgrundrisse freigelegt worden; Spuren von Dutzenden weiterer Siedlungen sind aus der weiteren Umgebung (Ruhrgebiet) bekannt, wobei in einigen Fällen nachweisbar war, dass Rodungen stattgefunden hatten.⁴⁰ Auch ein Mahlstein, offenbar von einer Getreidemühle, ist im Zusammenhang dieser Funde aufgetaucht.⁴¹

Wie schon angedeutet, sind um Rhein und Neckar und in weiteren Regionen Mitteleuropas auch andersartige Einflüsse wirksam geworden, nämlich von Westen und Norden her. Wo verschiedene Einflüsse zusammenkommen, da können neue Formen und Stile entstehen. Hierin liegt offenbar der Grund, dass seit dem 6. Jahrtausend v. Chr. etwa zwei Jahrtausende lang eine starke Diversifizierung

der mitteleuropäischen Keramik zu verzeichnen ist⁴², die nach herausragenden Fundorten wie zum Beispiel Michelsberg (Rhein), Rössen (Saale), Schussenried (Donau) ihre jeweiligen Namen bekommen hat. Eine charakteristische, in vielen Varianten vorkommende Art der Keramik, in der sich offenkundig die für den Westen und auch Norden typischen Einstich-Verzierungen mit den (vom Balkan her entwickelten) Linearband-Mustern vermischen, ist diejenige Art der Bandkeramik, in der die parallelen Linienmuster durch Stiche gebildet sind und die »Stichbandkeramik« genannt wird. Gefunden wurde solche Keramik hauptsächlich zwischen dem Rhein-Neckar-Gebiet (hier u.a. auf einem Tragegefäß in Reusten bei Tübingen) und der Oder.⁴³

Ein weiteres Charakteristikum der gesamten Zeit, für die in Mitteleuropa Bandkeramik typisch ist, sind die sogenannten Langhäuser. Man fand (zum Teil erst durch die photographierende Archäologie aus der Luft) Grundrisse von ihnen im Donaugebiet, im Rheinland, an der Weichsel, in Jütland.⁴⁴ Die Länge solcher Grundrisse beträgt in der Regel 24-40 Meter, die Breite etwa 6 Meter; manchmal ist noch eine zellenartige Aufteilung (etwa 6 x 4 m) zu erkennen. Und das Umfeld, soweit man es beurteilen kann, war immer ein landwirtschaftliches. Der Ausdruck »Langhäuser« legt »Wohnungen von Menschen« nahe, und so mancher Autor, der diesen Ausdruck übernommen hat, ist sehr verwundert über eine solche Wohnform. Zu recht; denn bei den sonst gefundenen Hausgrundrissen der betreffenden Zeit übertrifft die Länge die Breite nicht wesentlich und die Häuser sind, bei gehäuftem Auftreten, wie das etwa bei Ausgrabungen aus dem 5. Jahrtausend v. Chr. am Goldberg im Nördlinger Ries gezeigt werden konnte,⁴⁵ gerne in Zeilen (entlang eines geraden Weges, wie man annehmen kann) angeordnet. Da es für die gleiche Zeit, nicht selten als »blühende bäuerliche Kulturen« betitelt, für verschiedenen Regionen Europas deutliche Hinweise auf Rinderzucht, Pferdezucht, Schweinezucht etc. gibt, möchte ich dafür plädieren, die sogenannten Langhäuser, will man sie denn interpretieren, nicht als Menschenwohnungen, sondern als Tierwohnungen anzusehen; und solche nennt man bei domestizierten Tieren im allgemeinen *Ställe*.

Interessante Grundrisse aus dem 5. Jahrtausend v. Chr. wurden nicht nur im landwirtschaftlichen Umfeld ausgemacht. Vor wenigen Jahren entdeckte man zwischen Donau und Isar Anlagen, von denen eine bei Künzing gelegene besonders augenfällig ist. Datiert wurde sie auf das frühe 5. Jahrtausend (um 4 700 v. Chr.); ihr Kennzeichen ist eine eliptische Form von einer Größe, die etwa der Ausdehnung der Stadt München im Hochmittelalter entspricht. Die Form beinhaltet Palisaden und Erde und ist begrenzt durch einen Graben, dessen Tiefe von 5 Metern und Breite von 6 Metern an manchen Stellen noch zu erkennen ist.⁴⁶ Offenbar hat man es hier mit einer Befestigung von beträchtlicher Größe zu tun.

»Krieg«, »Agression«, auch »Besitzdenken« – man erinnere sich an Hesiods »ehernes Zeitalter«, in dem »Ares' traurige Werke« gepflegt wurden – wird von

Kennern der Materie mit einer Reihe von Funden aus der betreffenden Zeit assoziiert. Hierzu gehört, etwa in die gleiche Zeit fallend, auch das Massengrab von Talheim (Kreis Heilbronn), wo durcheinandergewürfelt Leichenreste von 34 Männern, Frauen und Kindern mit Schädelverletzungen gefunden wurden.⁴⁷ Daneben gibt es aus der gleichen Zeit auch »normale« Friedhofsfunde, so ein in der Nähe (bei Kornwestheim) gefundenes Gräberfeld, wo 82 Körpergräber nachgewiesen werden konnten. Erwin Keefer bemerkt dazu, dass etwa mit dem 5. Jahrtausend v. Chr. die Bestattung gestreckter Körper, denen man auch Beigaben dazutat, charakteristisch wurde, während in früheren Zeiten (und in nachsintflutlicher Zeit wieder, M. F.), Hockerstellung vorherrschte.⁴⁸

Weiter vom 5. Jahrtausend v. Chr. bzw. dessen letzten Jahrhunderten sprechend stellt Keefer fest, dass nun »in weiten Teilen Europas [...] Metall gewonnen, geschmiedet und verarbeitet«⁴⁹ wurde und, muss man hinzufügen, damit gehandelt wurde. Kupferne Beilklingen, die zusammen mit einem Gusstiegel am Goldberg im Nördlinger Ries gefunden wurden, beruhen zweifellos auf eigenen Kupfervorkommen der Region (mittleres Donaugebiet). Doch auch in anderen Regionen, wo von derartigen Vorkommen nichts bekannt ist, sind Kupferprodukte entdeckt worden. Dies gilt, davon war bereits die Rede, für Materialien von Rohkupfer aus einem großen Bergwerk bei Aibunar (Bulgarien), die an der unteren Wolga gefunden wurden und demnach über 1 500 km transportiert worden sein müssen. Es gilt offenbar auch für die vor mindestens sechstausend Jahren entstandene Siedlung bei Hornstaad-Hörnle am Bodensee, wo 50 Häuserreste mit Anzeichen von Fußböden und lehmverputzten Wänden ausgegraben wurden (nicht zu verwechseln mit den schlichteren, vor knapp viertausend Jahren am Bodensee neu entstandenen Siedlungen); denn auch dort bei Hornstaad-Hörnle, in einer kupferfreien Gegend, fanden sich (unter anderen Metallen) gegossene Kupfergeräte.⁵⁰ Das gleiche ist übrigens auch für Dänemark zu sagen, nämlich für die vom späten 5. bis zum ausgehenden 4. Jahrtausend v. Chr. datierte, mit Landwirtschaft wie mit Hochseefischerei vertraute »Ertbölle-Kultur«; dort wurden gleichfalls Kupferobjekte (arsenisches Kupfer) importiert.⁵¹

Etwa seit dem späten 5. Jahrtausend v. Chr. – in anderen Worten: ein Jahrtausend vor der Großen Flut – setzte nach Keefer, der hier zentraleuropäische Verhältnisse vor Augen hat, eine »explosionsartige« Besiedelung noch unbesiedelter Gegenden ein.⁵² Dies betrifft vor allem die *Gebirgsregionen*, im süddeutschen Raum speziell den Westen der Rauhen oder Schwäbischen Alb, den Schwarzwald und das Alpenvorland. »Überall verdichtete Dorfanlagen, zusammengesetzt aus kleinen rechteckigen, einheitlich gebauten Häusern [...]«,⁵³ wie bei Aichbühl am Federsee (Fußböden, Lehmputz) besonders gut studiert werden konnte. Nach Keefer ging mit dieser Entwicklung eine starke Vermehrung der Feldfrüchte einher, wobei er die Verwendung von naktsamigem Weizen für besonders wichtig hält.

Die Hochgebirge müssen logischerweise in irgendeiner Form besiedelt gewesen sein, wenn es dort Überlebende der Großen Flut gegeben hat. Als einzige

Zeit der hier betrachteten Zeitläufte kommt für eine solche Besiedlung eine Spätzeit der vorsintflutlichen Entwicklung in Betracht, besonders das letzte Jahrtausend vor der Weltkatastrophe; denn in den rund hunderttausend Jahren der letzten Eiszeit können die Hochgebirge nicht besiedelt gewesen sein. Und erst, wenn ein gewisser Bevölkerungsdruck eingetreten ist, ergibt das Ausweichen von Teilen der Bevölkerung (besonders von viel Land in Anspruch nehmenden Viehzüchtereien) in Gebirgsregionen einen Sinn.

Das empirische Material, aus dem sich der Besiedlungsprozess der Hochgebirgsregionen, etwa des Alpengebiets, nachvollziehen lässt, fehlt bis zu einem gewissen Grad noch. Doch gibt es schon eine Reihe von sehr deutlichen Hinweisen dazu. Zunächst ist hier ein kleines Alpenvolk zu nennen, das von den Römern (im Jahr 16 v. Chr.) unterworfen wurde und ihnen unter dem Namen »Camuni« bekannt war (auch die Ligurer kannten es). Die Heimat der Camuni war seit jeher das Val Camonica, das sich vom Lago d'Iseo (östlich von Bergamo) in nördlicher Richtung bis zur zentralalpinen Ortler-Gruppe erstreckt. Dieses Gebirgstal ist deshalb von besonderem Interesse, weil es zu denjenigen gehört, wo sich die in bronzezeitlichen Verhältnissen des 2. Jahrtausends v. Chr. entstandenen Felsritzungen bzw. Felszeichnungen – wovon im fünften Kapitel noch die Rede sein wird – zu Tausenden gefunden haben. Natürlich haben die Forscher auch die ältesten Spuren im Val Camonica zu erkunden versucht. Und in Beantwortung dieser Frage ist man zu dem Schluss gelangt, dass vor 6 000–7 000 Jahren Menschen in dieses Gebirgstal eingewandert sind. Demnach ist es wahrscheinlich im 5. Jahrtausend v. Chr. besiedelt worden.⁵⁴ Einen weiteren Hinweis auf früheste Einwanderungen in das Alpengebiet, jetzt von der anderen Seite, also vom Norden her, haben wir aus der Gegend des Mondsees (östlich von Salzburg). Die ältesten Spuren sind hier auf das frühe 4. Jahrtausend v. Chr. datiert.⁵⁵ Die Einwanderer, auch dies ist bekannt, verfügten über Kupferbeile.⁵⁶

Gleichfalls im 4. Jahrtausend wurde das zentral in den Alpen gelegene Vinschgau (Val Venosta) besiedelt,⁵⁷ von dem aus das Schnalstal (Val Sénales) mitten in die Ötztaler Alpen führt. Dies ist nun insofern von besonderer Bedeutung, als gerade hier, hoch über dem oberen Schnalstal beim Hauslabjoch in 3 210 m Höhe, der in Europa wohl bedeutendste archäologische Fund des 20. Jahrhunderts gemacht wurde, der 1991 zufällig gefundene »Mann im Eis«, der im Volksmund lieber »Ötzi« genannt wird. Er war u.a. mit einem Kupferbeil ausgerüstet, wie man ähnliche auch im norditalienischen Tiefland gefunden hat. Vieles spricht dafür, dass dieser Mann ein Hirte war, und zwar einer, der mit einer Ackerbaugemeinde – wahrscheinlich des Val Sénales oder des Val Venosta – in Verbindung stand, denn es konnte bei ihm eine Getreidespeise nachgewiesen werden. Datiert wird dieser Fund in die zweite Hälfte des 4. Jahrtausend, um 3250 v. Chr.⁵⁸, d. h. nur wenige Menschengenerationen vor der Großen Flut. In diesem Zusammenhang gewinnt der Ötzi-Fund eine besondere Bedeutung; denn mit ihm haben wir, geradezu leibhaftig, ein Beispiel von Gebirgsbewohnern,

von denen in und um die Alpen lebende nachsintflutliche Völker – wichtig auch für genetische Analysen – abstammen.

Im 4. Jahrtausend v. Chr. waren nicht nur Hochgebirgsregionen besiedelt, sondern auch die *Inseln am Rande Europas*. Jedenfalls gibt es zumindest von den meisten größeren dieser Inseln Spuren aus jener Zeit, und zum Teil auch aus noch wesentlich früheren Zeiten. So hat man auf *Kreta*, um mit den Mittelmeerinseln zu beginnen, solche Siedlungsspuren, deren älteste bis in das späte 7. Jahrtausend v. Chr. zurückreichen. Ähnlich alte Spuren gibt es auf *Sizilien*, von wo aus im späten 6. Jahrtausend v. Chr. die kleine Insel Malta von einer bäuerlichen, Keramik herstellenden Bevölkerung besiedelt wurde. *Malta* ist als archäologisch relativ gut untersuchter Ort von besonderem Interesse, speziell durch den im 19. und 20. Jahrhundert ausgegrabenen Ggantija-Komplex. Er trägt diese Bezeichnung wegen des Gigantismus eines Komplexes von zwei Tempelanlagen, die von einer ungefähr 150 Meter langen Umfassungsmauer umgeben war; manche der ansonsten zerbrochenen Steine dieses Mauerrings sind mehr als 5 Meter lang und 50 Tonnen schwer,⁵⁹ eine echte Megalith-Anlage (Megalith, griech. ›Großstein‹), womit wir uns jetzt einer der rätselhaftesten Angelegenheiten der Archäologie nähern. Für den größeren der beiden einstmals wahrscheinlich mit Kuppeln versehenen Tempel konnte durch das Auffinden von organischem Material – denn Steine sind für sich genommen mit den vorhandenen Methoden nicht hinreichend datierbar – der Baubeginn auf eine Zeit um 3600 v. Chr. festgelegt werden. Als Initiatoren der Bauten denkt man im allgemeinen an die (im 5. und 4. Jahrtausend v. Chr. metallverarbeitenden) Bewohner Siziliens, doch könnten auch aus der Ferne und namentlich vom Westen her Eingewanderte eine Rolle gespielt haben; denn es sind sehr unterschiedliche Einflüsse in der Anlage sichtbar geworden. Die eine Art des Einflusses drückt sich aus in einer aus einem Grab der Anlage stammenden weiblichen Statuette (12 cm groß) und einer Reihe außerhalb von Gräbern gefundenen weiblichen Statuen; all diese dürften einheimische Tradition der Mittelmeer-Region repräsentieren. Der andere Einfluss, der als jünger gilt, drückt sich in Phallus-Symbolen aus. Zugleich fällt auf, dass fast allen der erwähnten weiblichen Statuen der Kopf fehlt, der sich in manchen Fällen in der Nähe befand; hier drängt sich die Frage nach einem gezielten gewaltsamen Eingriff auf.⁶⁰ Und schließlich muss noch der sehr bemerkenswerte Fund einer Steinplatte mit einem deutlich erkennbaren Schlangenrelief genannt werden, das möglicherweise mit dem zuletzt angesprochenen Einfluss zusammenhängt. Die Schlange als sich häutendes Tier symbolisiert Wiedergeburt.⁶¹

In *Sardinien* und *Korsika* gibt es viele Megalithe, und insofern auch Anzeichen für vorsintflutliche Besiedlung. Doch verrät ein Teil dieser ›Großsteine‹, nämlich die Menhire, mehr über diejenigen, die sie (nach der Flut) auffanden als über diejenigen, von denen sie ursprünglich stammen. Speziell die korsischen Menhire (keltisch: men = Stein, hir = lang) zeichnen sich dadurch aus,

dass man etwas aus ihnen gemacht hat, sogar in humorvoller Weise; sie wurden wie Statuen behandelt, denen menschliche Züge verliehen werden, manchmal Gesichter und gelegentlich auch die Gestalt von bewaffneten Kämpfern.⁶² In Sardinien wie auf einer Reihe weiterer Mittelmeerinseln (dort aber weniger gut erhalten) gibt es tief in die Erde bis zum Grundwasser reichende Anlagen, sogenannte Brunnentempel, bei denen turmförmige Schächte zum Grundbestand der Anlage gehören. Ihre Steine, von denen Felix Paturi sagt, dass sie so aussehen, »als seien sie eben erst mit modernen Steinsägen bearbeitet worden«⁶³ – diese Steine sind nicht datiert beziehungsweise (für sich genommen) nicht datierbar. Doch wegen paralleler Erscheinungen, für die es Datierungen gibt, würde ist stark annehmen, dass es sich um Anlagen aus einer späten *vorsint-flutlichen* Zeit handelt.

Die *Balearen* (Mallorca, Menorca, Ibiza u.a.), wo man gesichert (C 14-) datierte Siedlungsspuren aus dem 6., 5. und 4. Jahrtausend v. Chr. hat, während man aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. solche Spuren nicht hat,⁶⁴ beherbergen ein dort sehr häufiges Phänomen, das sich gut an der seit 1959 ausgegrabenen Siedlung Ses Pisse in der Nähe von Arta/Mallorca beschreiben lässt: die sogenannte Talayot-Kultur. Die Kultivierung dieser Anlage, die zu den »clapers de gegants« zählt (katalanisch: »Steingelände der Riesen«) ist allerdings eine Erscheinung, die erst im 2. Jahrtausend v. Chr. (etwa 1 300 v. Chr.) einsetzte, nämlich als Ausgestaltung einer elipsenförmigen Anlage, die später (speziell im 1. Jahrtausend v. Chr.) auch als Grabanlage benutzt wurde. Von besonderem Interesse ist hier nun, dass die Anlage Grundstrukturen bzw. Grundelemente aufweist, wie bei der auf Malta ausgegrabenen Anlage (wo wir im Fall eines der beiden Tempel dessen Entstehungszeit – 3600 v. Chr. – kennen). Zu nennen sind Apsis-förmige Grundrisse, wie sie sowohl in der mallorcinischen als auch in der maltesischen Anlage an deren Rändern vorkommen. Weiter für beide Fälle zu nennen ist eine Umfassungsmauer mit viel zerbrochenem Steinmaterial, von dem aber einzelne Steine, zumal an offenkundigen Eingängen der Anlage, gigantische Ausmaße haben. Erwähnt werden sollten für beide Fälle auch noch einzelne, innerhalb oder auch außerhalb der Anlagen alleinstehende bzw. alleinliegende (»monolithische«) säulenförmige Gebilde. Wenn wir die Ursprungsgestalt der maltesischen Anlage als Tempelanlage des 4. Jahrtausend v. Chr. identifizieren können, dann können wir wegen der genannten Ähnlichkeiten für die mallorcinischen Anlage, auch wenn wir für deren Ursprung keine Datierungsmöglichkeiten haben, analog schließen, dass es sich ursprünglich hier gleichfalls um eine Tempelanlage des 4. Jahrtausends v. Chr. handelt.⁶⁵

Wir kommen jetzt zu den *Atlantik-Inseln*, um auch dort einige megalithische Phänomene zu betrachten, wobei hier in erster Linie solche interessieren, wo es problemlösende Datierungen gibt. Befragen wir gleich die berühmteste, am meisten erkundete und am häufigsten beschriebene Megalith-Anlage: Stonehenge unweit der Südküste der britischen Insel, wo es Siedlungsspuren seit dem

8. Jahrtausend v. Chr. gibt, die sich im 5. und 4. Jahrtausend v. Chr. verdichten. Als Ursprung einer solchen Großanlage, behaupte ich, kommt eine nicht lange vor der Großen Flut gelegene Zeit, sagen wir, das spätere 4. Jahrtausend v. Chr., in Betracht, wohl wissend, dass es etwa per Radiokarbondatierung dafür keinen direkten Beweis gibt. Geht man von dieser Behauptung einmal aus, dann kann man sagen, dass Stonehenge – etwa im Vergleich zu den besprochenen Anlagen auf Mallorca oder auf Malta – relativ früh entdeckt wurde; denn bereits drei oder vier Jahrhunderte nach der Großen Flut (wie datiert) haben Menschen in Stonehenge Hand angelegt, wenn auch nicht stark eingreifend. Damals nämlich (um 2700 v. Chr.), dies konnte in der Nähe des Eingangsbereichs der etwa 100 Meter durchmessenden Anlage herausgefunden werden, wurden dort zwei Säulen aufgerichtet, und es muss am Ring der Anlage gearbeitet worden sein. Rund 700 Jahre nach den ersten Entdeckern wurde der »Prozessionsweg« samt Eingang durch den Ring gestaltet und der relativ weit vor dem Eingang gelegene sogenannte Heel Stone (Fersenstein) mit einem ringförmigen Graben umgeben. Rund 1200 Jahre nach den ersten Entdeckern wurden um den innersten Bereich der Anlage herum die mächtigen Trilithen aufgerichtet, die der Anlage ihren außergewöhnlichen Charakter geben.⁶⁶ Hinreichend genaue ältere Datierungen als die angegebenen haben wir von Stonehenge, wie gesagt, nicht. Aber es gibt, gerade auch in England ausgeprägt, ein weiteres Megalith-Phänomen, die sogenannten Langhügelgräber. Und diese, bei denen man gelegentlich noch weitere Fundstücke hat als die bloßen Steine, werden ihrem Ursprung nach in der Tat dem 4. Jahrtausend v. Chr. zugerechnet. Eines, das berühmteste dieser Hügelgräber, das womöglich ein Hügelfriedhof ist, liegt in der Nähe von Stonehenge, bei West Kennet. 20 Meter breit und 100 Meter lang ist dort die Erdaufwallung, an deren Ende eine große Grabkammer gefunden wurde.⁶⁷

Im südlichen Teil *Irlands*, bei New Grange ist in einem 15 Meter hohen Hügel eine besonders schöne und große Grabanlage gefunden worden, zu deren geräumiger Kammer ein langer Gang führt, daher als Ganggrab bezeichnet. Es hat Fußböden, die aus großen flachen, bearbeiteten Steinen bestehen. Man fand eine Spiralmusterdekoration, wie sie in Megalith-Stätten nicht selten vorkommen, und vor allem fand man hier für Datierungen so wichtige organische Reste (Feuerbestattung). Als Datierungsrahmen für das Ganggrab von New Grange ist angegeben: etwa 3400-3000 v. Chr., d. h. also das späte 4. Jahrtausend v. Chr.⁶⁸

Weit im Norden Britanniens, in Landschaften der *Orkney-Inseln* (Skara Brae und Maes Howe), wo heute niemand mehr wohnt, befinden sich weitere megalithträchtige Orte. Man hörte davon, seit im Jahr 1850 ein Orkan Dünen aufriss und anscheinend uralte Gemäuer zum Vorschein getreten waren, die dann allmählich wieder vom Sand zugedeckt wurden. 1925 tat ein Orkan wieder eine aufreißende Arbeit, und dies nahm der Australier Gordon Childe (von Edinburgh aus) zum Anlass, den Dingen nachzugehen. Mit seinen Leuten grub er den Komplex von Skara Brae aus, und sie fanden sehr Unterschiedliches: Reste von Steingebäuden (unklar, ob Häuser oder Gräber, M. F.), die Fußböden

und Dächer aus Schiefergestein gehabt hatten, und von denen noch Wände bis zweieinhalb Meter Höhe im Sande staken; Keramikreste mit einem elaborierten Dekor aus einander gegenüberstehenden Spiralen und Rauten; rötlich schimmernder Ockerfarbstoff in einem Schüsselchen aus Walknochen; einen Schatz mit Schmuckstücken (2400 Einzelteile); desweiteren Überreste eines in einfacher Weise bestatteten Menschenpaars; Keramikstücke einer recht schlichten Art; eine kleine polierte Steinaxt. Klar war aus der Erforschung geworden, dass die Zerstörung dieses Komplexes abrupt erfolgte; unklar war geblieben, was dem Komplex ursprünglich selbst angehörte und was von Besuchern späterer Zeiten hinzugefügt wurde. Und offen waren alle Datierungsfragen. Selbst ein so kühner Archäologe wie Childe glaubte (1933) noch, dass nichts von dem Gefundenen viel älter als zwei Tausend Jahre alt sein könne. Eineinhalb Generationen später ging in gleicher Angelegenheit ein wohlinformierter Berichterstatter, der tschechische Archäologe Karel Sklénar, gestützt auf vereinzelte zuverlässige neue Datierungen, davon aus, dass nichts von dem Gefundenen (soweit er davon berichtete) viel jünger als vier Tausend Jahre sein könne. Doch war er sich bei den unbestimmt gebliebenen Befunden unsicher, ob er eher an das 4. Jahrtausend v. Chr. oder eher an die Zeit um 2000 v. Chr. denken soll. Dieser von ihm feinfühlig verfolgte Unterschied läuft aber in der hier angestellten Betrachtung auf die Frage hinaus: vorsintflutlich oder nachsintflutlich – oder unter Umständen beides? Nachdem mittlerweile im parallelen Komplex von Maes Howe ein mit äußerst exakt geschlagenen Steinen erbautes Ganggrab ausgegraben wurde, für das eine Benutzung um 3200 v. Chr. nachgewiesen ist,⁶⁹ dürfte nun auch für den zuerst von Childe ausgegrabenen Komplex folgendes gelten: der Komplex selbst, ebenso die elaborierte Keramik und die Ockerfarbe, beides typische Phänomene aus dem Innersten von Megalith-Anlagen – roter Ocker z.B. in einem Grab der Anlage auf Malta⁷⁰ – sind vorsintflutlich, vermutlich auch der gefundene Schatz (von Sklénar nicht genau beschrieben); nachsintflutlich dagegen, und zwar ungefähr ein Jahrtausend nach der Katastrophe zur Fundstätte hinzugekommen, sind das aufgefundene Menschenpaar, ebenso die schlichte Keramik und die Steinaxt. Gegen Ende seines Berichts sagt Sklénar, es gäbe auf diesen Inseln noch unter Hügeln verborgene megalithische Ganggräber.⁷¹

Das Phänomen der Megalithe ist auf den atlantischen Inseln und auch denen des Mittelmeerraumes sehr ausgeprägt, aber nicht auf sie beschränkt. Ebenso gehört es zu etlichen atlantischen und mediterranen Küstenregionen des Festlands und reicht zum Teil ins Binnenland hinein. Die *Megalithe des europäischen Festlands* sollen jetzt nur noch kurz erörtert werden, weil fast alles empirisch Bedeutsame bereits gesagt ist. Eine der bedeutendsten Regionen, in denen man Megalithe bestaunen kann, ist die Gegend um Carnac in der Bretagne. Auch dort wurde aus Menhiren etwas »gemacht«: Wie zum Schmuck einer Allee sind in Reih und Glied annähernd 3 000 von ihnen auf einer Strecke von 4 000 Metern aufgestellt worden, in dieser Form zweifellos von Kelten in nachsintflutlicher Zeit. Andererseits ist in dieser Gegend, und deshalb muss man in dieser Hinsicht

von einem vorsintflutlichen Phänomen sprechen, ein noch unberührtes und besonders altes megalithisches Ganggrab gefunden worden, das auf das frühe 4. Jahrtausend v. Chr. datiert werden konnte.⁷² Undatiert bzw. undatierbar ist die stehende Steinsäule von Kerloas/Bretagne, deren Gewicht ungefähr 150 Tonnen beträgt, und die einstmals von einem zweieinhalb Kilometer entfernten Steinbruch an den Bestimmungsort transportiert worden sein muss.⁷³ Übertroffen wird sie noch von einer Steinsäule bei Carnac, die mit 21 Metern das Ausmaß eines sechsstöckigen Hauses hat und – wie dies auch die ältesten Berichte sagen – zerbrochen am Boden liegt; dieser Koloss ist so schwer, genau 347 Tonnen, dass der Aufwand ihn wiederaufzurichten anscheinend in allen nachsintflutlichen Zeiten als zu groß erschien.⁷⁴ Von Steinkreisen (keltisch: cromlech) und den mehr oder weniger primitiven tischförmigen Gräbern (keltisch: dolmen) hier gar nicht zu reden, sei noch gesagt, dass sich Zentren der sogenannten Megalith-Kultur auch an der Atlantikküste Dänemarks und des nordwestlichen wie südwestlichen Spanien befinden, ebenso in westlichen Teilen der europäischen Küstenregionen des Mittelmeers. Eines von den letzteren Zentren ist Los Millares in Andalusien. Genaue Datierungen aus diesem bemerkenswerten Ort sind mir nicht bekannt. Doch wird bei den älteren Spuren üblicherweise an das 5. und 4. Jahrtausend v. Chr. gedacht; und die Anhäufungen von megalithischen Grabanlagen ebenso wie Funde von Kupferproduktion (arsenisches Kupfer)⁷⁵, passt dazu bestens ins Bild. Nicht so recht ins Bild zu passen scheint die Tatsache, dass Los Millares nicht, wie man es von einer bedeutenden Megalithstätte erwarten könnte, verkehrsgünstig am Meer oder an einem größeren Fluss liegt; vielmehr liegt diese Necropolis abseits und versteckt im schon beginnenden Bergland der Sierra Nevada auf einem Hügel oberhalb des (meist) wasserlosen Río Andarax, zudem in einer Wüstenlandschaft, und etwa 30 km entfernt vom Meer. Jedoch, so ist es festgestellt worden, Los Millares lag einstmals am Meer; oder besser gesagt reichte das Meer vor Jahrtausenden bis Los Millares.⁷⁶

Herbert Kühn war aufgefallen, dass megalithische Gebilde in der Hauptsache in Küstenregionen vorkommen, und er hat mit Recht die Frage aufgeworfen, ob dies nicht mit einer Kolonialisierung zu tun haben könnte.⁷⁷ Zumindest hat es in Atlantik-nahen Regionen damit zu tun, wie speziell für die westliche Küstenregion Andalusiens als einstigem Teilgebiet eines in Atlantis zentrierten Reichs bereits bemerkt wurde. Hier ist nun, um die Empirie zum Megalith-Phänomen abzuschließen, noch zu fragen, in welchen *Regionen des binnenländlichen Europas* archäologisch bedeutsame megalithische Gräber gefunden wurden: An der Marne (bei Nancy), von der unteren Seine her erreichbar; dann an der über die Weser und die Aller erreichbaren Leine; an der auf gleichem Weg erreichbaren Oker; im Elbe/Havel-Bereich (von der Nordsee her erreichbar), wo in einer Megalith-Grabkammer der bedeutende, weil eine sehr elaborierte Form von Keramik bezeugende Fund einer Kugellamphore gemacht wurde; und schließlich, vom Mittelmeer her erreichbar, an der Rhone (Gegend Genf).⁷⁸ Man kann aus diesen Angaben erkennen, dass nach Osten hin die Funde von megalithischen

Gräbern abnehmen bzw. aufhören; und dies gilt für alle Megalith-Phänomene. Etwas weiteres, das Mats Larsson⁷⁹ für Dänemark im späteren Erdbölle-Kontext (datiert etwa 3600-3100 v. Chr.) gesehen hat, lässt sich gleichfalls verallgemeinern: In Gegenden, wo Megalithe gefunden wurden, wurden besonders häufig auch Funde von Kupferprodukten gemacht. Dies zeigt, ebenso wie die schiere Größe und das Gewicht der Megalithe selbst, Unterschiede im Entwicklungsstand zwischen verschiedenen Regionen Europas an (in der ursprünglichen, vorsintflutlichen Zeit des Gebrauchs dieser Steine). Nimmt man in dieser Weise Megalithe als Indikator für relativen Entwicklungsstand, so zeigt sich in Europa für die (unmittelbar) vorsintflutliche Zeit ein deutliches West-Ost-Gefälle, und zugleich auch, wenngleich weniger deutlich ausgeprägt, ein Süd-Nord-Gefälle.

7. Die Megalithe als Dokumente der Großen Flut

Die Megalithe dokumentieren vor allem eines, die Zerstörungsgewalt der Großen Flut. So gut wie nichts, was die von der Großen Flut überraschten Menschen des späten 4. Jahrtausends v. Chr. geschaffen hatten, konnte ihr trotzen, außer die in irgendwelchen Bauwerken verwendeten ›Großsteine‹; denn sie jedenfalls konnten nicht fortgeschwemmt werden und wurden gar noch in den Boden gedrückt; auch konnten sie dann nicht verwesen oder dem Rost anheimfallen. Damit waren sie aber von der Umgebung, aus der sie entstanden waren, isoliert. Und genau deshalb, eben weil sie ihres Kontexts entbunden wurden, ist es so schwierig, ihre Bedeutung zu erkennen. Am schwierigsten ist es, wo die Megalithe vereinzelt auf der Erdoberfläche liegen geblieben sind; denn da ist am wenigsten Zubehör vorhanden geblieben. Leichter ist es in unterirdischen Anlagen, wo sie geschützt waren und dadurch ein unmittelbarer Kontext erhalten bleiben konnte, durch den man sie beispielsweise als Grabanlagen erkennen kann. Allerdings können solche Anlagen nur schwer entdeckt werden; gleichwohl sind in Europa derzeit etwa 40 000 bis 50 000 solcher Grabanlagen bekannt.

Da die meisten Megalithe sich in Westeuropa befinden und Westeuropa dann zum bevorzugten Siedlungsgebiet der Kelten wurde, wurden diese Megalithe am ehesten von Kelten aufgefunden; daher haben diese Megalithe häufig keltische Namen oder Bezeichnungen (in England haben sich später dann allerdings angelsächsische Begriffe durchgesetzt). Ihre ersten Entdecker standen sicherlich mit ähnlichen Fragen vor ihnen wie wir heute. Und wenn man ernsthaft wissen will, was die Steine bedeutet haben könnten, ist der zuverlässigste Weg, das Vorgefundene so gut es geht zu rekonstruieren, zum Beispiel, indem ein noch erkennbarer Grundriss nachgezeichnet und markiert wird, oder zueinander passende Steine aufeinandergestellt werden. Dann aber wird das Vorgefundene verändert, wenngleich im günstigen Fall als Versuch einer Rekonstruktion. Und

für die spätere Forschung entsteht dann als typische Schwierigkeit, zu sondieren, was die ursprüngliche Form gewesen sein mag und was durch späteren Eingriff (in nachsintflutlicher Zeit) verändert wurde.

Die Große Flut muss nicht in jedem Einzelfall die Zerstörerin von Anlagen gewesen sein, die als Megalith-Anlagen bezeichnet werden. Natürlich kann es auch Bauwerke gegeben haben, die, bevor die Flut über sie hinwegrollte, durch irgendwelche anderen Umstände zur Ruine geworden waren. Doch eines lässt sich aus dem vorliegenden archäologischen Material folgern: dass das ausgehende 4. Jahrtausend v. Chr. zusammenfällt mit dem Ende einer Bauperiode, von deren Architektur wir außerordentlich wenig wissen, die aber zumindest gegen deren Ende außerordentlich große Bauwerke hervorgebracht haben muss.

Drittes Kapitel. Methodisches zur Herkunfts- bestimmung europäischer Populationen

Würde ich unvermittelt damit fortfahren, nach dem 4. Jahrtausend v. Chr. nun das 3. Jahrtausend v. Chr. abzuhandeln, so wäre ich mit einem Problem konfrontiert, das alle in solcher Weise chronologisch vorgehenden Darstellungsweisen haben, zumal wenn sie sich auf archäologische Befunde stützen.

Sie thematisieren als nächstes die sogenannten Schnurkeramiker und die sogenannten Glockenbecherleute – in der Tat sehr bemerkenswerte Phänomene des 3. vorchristlichen Jahrtausends. Das Problem ist allerdings, dass diese so merkwürdig bezeichneten Menschen völlig isoliert erscheinen, so dass sie in keinerlei Zusammenhang mit irgendwelchen uns bekannten Völkern stehen und wir sie deshalb auch nicht als Teil unserer Geschichte oder gar als unsere Vorfahren begreifen können.

Was beispielsweise die sogenannten Schnurkeramiker anlangt, so ist der heutige Stand der archäologischen Forschung dieser: dass es sich um kleine *Wandergruppen* handelte, von denen hie und da Einzelgräber gefunden wurden, die neben Knochenresten eines Individuums typischerweise einen schnurkeramisch verzierten Becher enthielten und gelegentlich auch ein Steinwerkzeug. Dieser Kontext ist allerdings zu klein, um bestimmen zu können, wer oder was diese Wandergruppen waren. Um dazu in der Lage zu sein, müssten sie mit den Wohnsitzen eines Volks oder wenigstens einer Völkergruppe in Zusammenhang gebracht werden, mit der sie irgendein charakteristisches Merkmal teilen. Doch eben solch ein größerer Kontext fehlt, und die Frage ist, auf welchem Weg er hergestellt werden könnte.

Der Weg der Forschung in dieser und ähnlichen Fragen war für mich durchaus lang und die Mittel, auf ihm durchzukommen, waren vielfältig. Ausgegangen bin ich von heutigen, relativ gut bekannten Völkern germanischen Hintergrunds, deren Verhältnisse zuerst zu studieren waren. Dann bin ich in eine frühere Zeit zurückgegangen, um mich zu vergewissern, wo sie damals gelebt haben. Und so, Etappe für Etappe rückwärts in der Zeit bis in die Zeit, als sie ihre Wohnsitze in einem bestimmten Gebirge hatten. Würde man bei diesen eindeutig in germanischer Tradition stehenden Völkern etwa für sie charakteristische Steinwerkzeuge finden, wie sie auch in Einzelgräbern mit schnurverzierten

Bechern vorkommen, so kann man bei den »Schnurkeramikern« davon ausgehen, dass es sich um Germanen handelte. In diesem Kontext kann dann auch sinnvoll nach den Motiven gefragt werden, aus denen solche Wandergruppen von Zeit zu Zeit von Wohnsitzen im Hochland zu ihren teilweise sehr weiten Wanderungen im Tiefland aufgebrochen sind. –

Wie mit den germanischen Völkern, so bin ich im Prinzip auch mit den keltischen Völkern und ihren Nachbarn verfahren.

Und dann noch einmal mit den Slawen und deren Nachbarn.

Die Mittel, die bei dieser Methode des Zurückschreitens in der Zeit verwendet wurden, sind vielfältig. Unverzichtbar ist zunächst die Geschichte im engeren Sinn der *Historiographie*, die allerdings an Grenzen stößt dort, wo die betreffenden Völker über keine Schriften mehr verfügen; doch kann sie hie und da auch Informationen bieten, die in eine schriftlose Zeit zurückreichen. Noch mehr gilt dies für die *Geographie*, speziell deren alte Schulen. Unabhängig von der Schrift arbeitet die *Archäologie*; aber bei ihr hat man das Problem, dass sie Befunde, die weiter als etwa drei Jahrtausende zurückreichen, kaum mehr mit bekannten Völkern in Zusammenhang bringt oder bringen kann. Wertvolle Informationen kann auch die *Sprachforschung* bieten, als Dialektforschung und noch mehr als Namensforschung. Besonders tiefe Traditionen vermittelt die *Mythenforschung*, in der Faktisches (z. B. Noah und seine Familie) und Symbolisches (z. B. seine Arche) weitergetragen wird, das sogar in vorsintflutliche Zeiten zurückreichen kann. In Anspruch genommen wurde auch die noch junge Disziplin der *Bevölkerungsgenetik*. Von Bedeutung ist oder wäre zudem die *Demographie* im Sinne der Bevölkerungsstatistik, besonders die gleichfalls noch junge Paläodemographie, in der man von siedlungsarchäologisch gut erfassten Regionen her auf Bevölkerungsgrößen zu schließen versucht; damit können die engen zeitlichen Grenzen überschritten werden, in denen die makroskopische Bevölkerungsstatistik aussagekräftig ist.⁸⁰

In der mit solcherlei Mitteln durchgeführten Retrospektive kam es entscheidend darauf an, Informationen zu finden, durch die ein späterer (und in der Regel bekannterer) Zustand einer Bevölkerung mit einem früheren (und in der Regel weniger bekannten) Zustand einer Bevölkerung so verknüpft werden kann, dass es sich bei der früheren Bevölkerung evidenterweise um Vorfahren der späteren handelt.⁸¹

Das sukzessive Zurückschreiten in der Zeit wird sich als sehr hilfreich erweisen, um den Entwicklungsprozess der europäischen Völker in den vergangenen fünf Jahrtausenden zu verstehen. Dieser Prozess wird dann ab Teil II dieser Schrift wieder in gewohnter chronologischer Darstellungsweise nachzuzeichnen sein.

Viertes Kapitel. Herkunft der germanischen Völker

Gegen den Strom
Gelangt man zu den
Quellen.

Chinesisches Sprichwort

Ausgehen werde ich von den Schwaben. Denn, obschon ich ihnen durch die Eltern nicht unmittelbar angehöre, war mir das Schwabenland doch von Geburt an Heimat und wurde es mir nach Jahrzehnten in einer zweiten Heimat an Havel und Spree, wo einstmals ein ehrwürdiger Stamm der Sueben wohnte, wieder.

Dies umso mehr, als ich mitten im Schwabenland einer jungen Frau angetraut wurde, die eine Schwäbin oder vielmehr meine Schwäbin ist – meine Suava. In der Sprache der Römer war dieser Ausdruck (in unterschiedlicher Schreibweise) ein zweifellos von den suebischen Germanen entliehener. Ein gleichartiger Ausdruck erscheint in der eigenen Tradition dieser Germanen in einer Folge von hochverehrten Frauen, die in eine von der Herrschaft der Odin-Religion geprägte vorsintflutliche Zeitweisend auf eine eher jung in Erinnerung gebliebene Walküre namens Suava (in der von mir bevorzugten Schreibweise) zurückgeht.

So ist die aus der Schule des berühmten Geographen Ptolemaeus von Alexandria herrührende Aussage eines Unbekannten richtig geblieben, wonach keine Volksgruppe unter den Germanen ihren Namen so lang bewahrt hat wie die Schwaben (lateinische Versionen: Suavi, Suevi, Sueui, Suebi, Suabi; bei Ptolemaeus in Griechisch: Suaeboi).⁸²

1. Die Schwaben, vormals Sueben

Zunächst werden die Siedlungsräume der Schwaben erkundet, die in der Völkerwanderungszeit, welche das Ende des (ursprünglichen) Römischen Reiches einleitete, im allgemeinen als *Sueben* bezeichnet werden. Wichtig sind bei dieser Erkundung die alten Namen, des weiteren alle direkten oder indirekten Hinweise darauf, woher die betreffenden Stämme kamen, bevor sie im Schwabenland siedelten.

Seit Mitte des 3. Jahrhunderts, als der ein Jahrhundert zuvor fertiggestellte Limes als nördliche Grenzbefestigung des Römischen Reiches seine Wirksamkeit

verlor, wurde das Land um Oberrhein, obere Donau und mit Verzögerung das Neckarland zum Sammelbecken suebischer Stämme. Im wesentlichen entspricht dieses Gebiet dem heutigen Baden-Württemberg, damals noch mit Ausläufern besonders nach Süden hin.

Als relativ alte Ansiedlungen (so weit germanisch) gelten in der ganzen Region die vor allem an größeren Flussläufen zu findenden Orte auf -ingen, die im Zuge der alemannischen Landnahme um die Mitte des 1. Jahrtausends gehäuft in Erscheinung treten.⁸³ Ein Beispiel ist Tübingen; der Name lässt auf die Ansiedlung einer Sippe schließen, deren Oberhaupt »Tuvo« hieß. Seit einer großen Rodungs-Phase im 7. Jahrhundert, aktiv unterstützt von den damals aufkommenden Klöstern, wurden Orte auf -dorf, -hausen, -hofen, -stetten, -weiler, die in eher abgelegenen Gegenden zu finden sind, typisch.⁸⁴

Diese hier ins Auge gefasste Region erhielt zunächst den Namen »*Alamannien*«. Er hatte sich mehr oder weniger schon eingebürgert, als am Ende des 5. Jahrhunderts Konflikte mit den nördlich und westlich angrenzenden Franken auftraten, in deren Verlauf alemannische von fränkischen Truppen unter deren König Chlodwig geschlagen wurden; und es blieb weiterhin der offizielle Name eines regionalen Herzogtums bis 746, dem »Blutbad von Cannstatt«. Dorthin war ein Großteil des gegenüber den Franken nach Selbständigkeit strebenden alemannischen Adels zum Gerichtstag gefolgt und wurde durch fränkische Truppen Opfer einer Vernichtungsaktion; mit ihr wurde zugleich das Herzogtum Alemannien getilgt. Gut eineinhalb Jahrhunderte später, als inzwischen das zweite, das karolingische Frankenreich zerfallen war und sich in den größeren deutschen Territorien neue Herzogtümer bildeten, geschah dies mit Burchard I., Markgraf von Chur, auch in dem ehemaligen Alemannien; jetzt allerdings nicht unter jenem Namen, sondern unter dem traditionsreichen Namen »*Schwaben*«. Aus diesem schwäbischen Herzogtum, das durch viele Hände ging und Ende des 11. Jahrhunderts Friedrich von Staufen verliehen wurde, ging schließlich das Kaiserreich der Staufer hervor. Mit dessen Untergang (in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts) löste sich jenes Herzogamt dann gleichfalls wieder auf.

Doch hatten sich bereits zwei neue Linien aufgetan. Im Westen der Region wurde im 12. Jahrhundert das auf den Zähringer Berthold von Baden zurückgehende Haus Baden (mit der von Hermann II. gebauten Burg Hohenbaden über dem heutigen Baden-Baden als Stammsitz) zur Markgrafschaft. Etwa zur gleichen Zeit entstand im Osten der Region das Haus Württemberg, von dem das älteste schriftliche Zeugnis Konrad von Württemberg (Todesjahr 1130) nennt. Die ersten beiden Silben jenes merkwürdigen Worts deuten auf eine einstige keltische Burganlage, von denen es etliche gab; bei den Römern hieß eine solche Anlage »*virodunum*«, wobei wir nicht wissen, wie dies in einem abgegriffenen Provinzial-Latein ausgesprochen und ins Schwäbische übernommen wurde – vielleicht so ähnlich wie ein in engen Kehllauten ausgesprochenes »*Virdun*«. Ein Berg, der eine solche von Kelten hinterlassene Anlage beherbergt, wäre

nach dieser Deutung ein ›Wirtem-Berg‹. Einen solchen, der in rein germanischer Ausdrucksweise auch als Rotenberg bezeichnet wird, gibt es unter dem geläufigeren Namen »Württemberg« bei Stuttgart-Untertürkheim an der Württembergstraße. (Auf diesem Berg ließ König Wilhelm I. von Württemberg, sicherlich im Bewusstsein der historischen Bedeutung dieses Ortes, für seine 1819 verstorbene Gattin Königin Katharina eine Grabkapelle bauen.)

Durch die beiden Fürstenhäuser im Westen und Osten der Region, die beide miteinander konkurrierend ihre Besitzungen zu geschlossenen Territorien zu entwickeln trachteten, wurden die wesentlichen Bestandteile des *Schwäbischen Kreises* gebildet, der Anfang des 16. Jahrhunderts aus der Verwaltungsreform des habsburgischen Kaisers Maximilians I. hervorgegangen war. Diesem Land fehlte nun allerdings ein ehemals dazugehörender südlicher Teil; denn kurz zuvor war durch den »Schwabenkrieg«, der 1499 mit dem Frieden von Basel endete, die Schweizerische Eidgenossenschaft selbständig geworden und gehörte fortan keinem Deutschen Reich mehr an.

1803 erhob Napoleon I. den kleineren Teil der hier betrachteten Region zum Großherzogtum Baden, den größeren Teil zum Königreich Württemberg. Bestand hatte die monarchische Form bis zum Ende des 1. Weltkriegs, als beide Teile republikanisch wurden. Nach dem 2. Weltkrieg gab es dann ein zähes Ringen um die Benennung eines neu zu schaffenden deutschen Südweststaats. Die Vertreter des östlichen Landesteils verstanden sich als Schwaben; die des westlichen Landesteils, und dort besonders die aus dem eher ländlichen südbadischen Raum, verstanden sich aber als Alemannen. Und da keine Seite sich auf den bevorzugten Namen der anderen Seite einlassen wollte, erfand man einen Bindestrich und einigte sich auf Baden-Württemberg. So behielt man in der Namensgebung des Staats die aus dem Hochmittelalter stammenden Namen – ein leidlicher Kompromiss, für den allerdings der mehr als doppelt so alte Name der Alemannen und der noch ungleich ältere Name der Schwaben geopfert wurde.

Peter Geuenich schrieb (1997) in der Einleitung zu seiner sehr lesenswerten »Geschichte der Alemannen«, in der die Zeit vom 3. Jahrhundert bis zum Jahr 746 behandelt wird, er hätte das Buch auch »Geschichte der Schwaben« nennen können. Demnach scheint es beliebig zu sein, ob man von Alemannen oder Schwaben spricht. Andere Autoren gebrauchen die Bindestrich-Möglichkeit und sprechen von den »Alemannen-Schwaben«. In der Tat ist hinsichtlich des bewohnten Gebiets der Betreffenden jedes Mal im wesentlichen das gleiche gemeint. Und doch sind Alemannen und Schwaben nicht das gleiche, so wenig wie ein besonderer Teil einer Gemeinschaft dem Ganzen dieser Gemeinschaft gleich ist.

Um das Jahr 260 wurde der Limes, d.h. zu dieser Zeit der von Rheinbrohl (südlich von Bonn) kurvenreich etwa bis Gießen und von dort südwärts in ziemlich gerader Linie bis Lorch (an der Rems) führende Obergermanische Grenzwall und die von Lorch ostwärts bis Kehlheim (an der Donau) anschlie-

ßende Rätische Mauer, endgültig unwirksam. In erster Linie waren es die Alemannen mit ihren berühmten Reiterscharen, die den Limes durchbrachen, begünstigt allerdings durch Machtkämpfe innerhalb des Römischen Reichs, die zu Truppenabzügen von der Nordgrenze geführt hatten. Mit diesem Durchbruch wurde das Land, das keilförmig zwischen Oberrhein und oberer Donau liegt, von Norden her geöffnet (das römische Militär zog sich hinter der Rhein und die Donau zurück). Dieses Land war vorher annähernd zwei Jahrhunderte lang durch den mehrfach erweiterten und verstärkten Limes nordwärts abgeschnitten gewesen und hatte den Römern als sogenanntes Dekumatsland⁸⁵ gedient, in dem man, so wird vermutet, gegen Abgabe eines Zehnten siedlungsberechtigt war. In dem Land hatten Jahrhunderte lang in dünner Besiedlungsweise Kelten gelebt, die dann unter die Herrschaft eingedrungener römischer Truppen geraten waren. Es hatte sich eine typischerweise von ausgedienten Offizieren geführte Gutswirtschaft entwickelt (über tausend ehemaliger römischer Gutshöfe sind inzwischen registriert worden); und die Kelten wurden mehr oder weniger romanisiert. Aber auch Germanen hatten in dem Land schon gesiedelt bzw. konnten dies tun, wenn sie sich den römischen Bedingungen fügten.

Es ist ungewiss, ein wie großer Teil der vormaligen Bevölkerung, Kelten und Römer, noch ansässig blieb, als die Alemannen die neuen Herren wurden; in der Grundtendenz wohl Rückzug, doch sicherlich blieben Minderheiten. Die frühesten Siedlungen der Alemannen in ihrem neuen Land, dem ehemaligen Dekumatsland, lagen in der Wetterau (zwischen Gießen und Frankfurt), im Rheintal zwischen Frankfurt und Mannheim, im südlich anschließenden Kraichgau, dann weiter im Süden im Breisgau (um Freiburg) und dem nördlichen Bodenseegebiet mit dem Hegau und dem Linzgau. Es ist also leicht zu sehen, dass der frühe Siedlungsraum der Alemannen von der unteren Maingegend den Oberrhein entlang bis zum Bodensee reichte (zunächst rechtsrheinisch). Von diesen in Kleinfürstentümern organisierten Alemannen waren im 4. Jahrhundert den Römern am besten bekannt die Bucinobanten der unteren Maingegend, die Brisgaver des Breisgaus und die Lentienser des Linzgaus. Den Römern waren sie gut bekannt sowohl wegen ihrer gefürchteten Raubzüge in die benachbarten Provinzen – die sie schon früh bis nach Oberitalien führten – als auch wegen der Vorliebe der Römer, alemannische Reiterabteilungen in römische Heeresdienste aufzunehmen. In diesem Zusammenhang gibt es eine Deutung für den viel umrätselten Namen der Alemannen, jedenfalls wie er in der Römischen Armee aufgefasst wurde. Die anfängliche römische Bezeichnung war »Alamanni«, wobei die beiden letzten Silben – »mannen« – kein Problem darstellen. »Ala« aber heißt im Lateinischen der Flügel und bedeutet im übertragenen Sinn die Reiterei, da diese in der üblichen Schlachtordnung am Flügel eines Heeres aufgestellt wurde.⁸⁶ Eine solche Fremdbezeichnung (durch die Römer) schließt in keiner Weise aus, dass diese Bezeichnung an eine germanische Eigenbezeichnung ähnlichen Klanges anschließt, etwa an den Landschaftsnamen

eines früheren Siedlungsgebietes der Alemannen. (Hierzu wird weiter unten ein Indizienbeweis geführt werden.)

Als sich gegen Ende des 5. Jahrhunderts die Konflikte zwischen den Alemannen und den Franken zuspitzten und ein alemannisches Heer bis über die Donau in die Rätische Provinz verfolgt zu werden drohte, griff der Ostgotenkönig Theoderich als neuer Herr über Italien und die Alpenländer in die Auseinandersetzung ein. Er gestattete den geflohenen Alemannen, sich mit ihren Familien in bestimmten Teilen der Rätischen Provinz anzusiedeln, durchaus auch aus Eigennutz; denn er hatte Interesse an einem intakten Alemannien als Bollwerk gegenüber den imperial auftretenden Franken (eine Politik, die im Sinne Theoderichs letztlich nicht aufging).⁸⁷

Aus diesen Ereignissen erklärt sich die Verdrängung der Alemannen bzw. ihre Ausdünnung im (bucinobantischen) Gebiet um den unteren Main, das nun fränkisch wurde und von dem im Bund mit den Franken stehenden Hessen (Chatten), die vorher an der oberen Weser sowie an der Fulda und Werra saßen, besiedelt wurde. Und weiter erklärt sich aus jenen Ereignissen die Neuansiedlung von (bucinobantischen) Alemannen im Oberrhein-Gebiet südlich des Bodensees; von hier ging dann eine alemannische Expansion aus einerseits in die Ostschweiz und andererseits nach Vorarlberg und darüber hinaus in das alpine Gebiet des Hochrheins, worauf im Zusammenhang mit alten Berichten über Räter und Kelten (im fünften Kapitel) zurückzukommen sein wird.

Dass das gesamte (ehemals römische) Gebiet, das primär von den Alemannen erobert und erschlossen wurde, in der Frühzeit, bis 746, die Alamannia genannt wurde, bedarf keiner weiteren Erklärung. Es bedarf umgekehrt der Erklärung, warum das gleiche Gebiet später, und zwar für eine viel längere Zeit, den von den Sueben herrührenden Namen bekam: Suebische Stämme hatten weit verstreut in der Norddeutschen Tiefebene gesiedelt. Seit der Eroberung des Dekumatslands durch die Alemannen sind Teile jener im Norden siedelnden Stämme nach und nach, in Sickerwanderungen bäuerlicher Siedler, in das geöffnete Land im Süden gezogen, zunehmend auch in die von Alemannen weniger bewohnten Gegenden, namentlich das (im Vergleich zum Oberrhein auch weniger fruchtbare) Neckarland. Die ganze Region, vor allem aber deren östliche Gegenden, wurde so zum Sammelbecken von Sippen aus verschiedensten suebischen Stämmen, die sich auf diese Weise auflösten und die Erinnerung an deren spezifische Namen gleichfalls. Wenn es nun, nachdem die Alemannen die Herrschaftsgewalt verloren hatten, eines gemeinsamen Namens für das Land bedurfte, so kam vor allem *einer* in Betracht: der suebische oder schwäbische, in den die Alemannen miteinbezogen waren. Der Name »Schwaben« ist demnach der übergreifende, das Ganze bezeichnend; der Name »Alemannen« demgegenüber die Bezeichnung eines Teils, eines mächtigen Teils allerdings, der von einer Reiteraristokratie geführt und in einem mehr oder weniger exklusiven Siedlungsraum zusammengehalten blieb und die Erinnerung an seinen spezifischen Stammesnamen im Unterschied zu anderen schwäbischen Stämmen erhalten hat.

In einem Fall, zu dem Einzelheiten erst vor wenigen Jahren entdeckt wurden, lässt sich sogar die Zeit betappen, in der ein spezifischer suebischer Stammesname in Vergessenheit geriet. Er betrifft die *Jutunger* bzw. die jutungischen Schwaben (Jutungi Suevi), die das nach der oberrheinischen Tiefebene fruchtbarste Land im Schwäbischen Raum, nämlich Oberschwaben geprägt haben. Sie waren in den Jahren um 259/60 neben den Alemannen am endgültigen Durchbruch des Limes beteiligt gewesen; aus der neugewonnenen Heimat zwischen der überwundenen Rätischen Mauer und der Donau unternahm ein jutungisches Heer sogleich allerdings einen Beutezug nach Italien (wo dieser Stamm von sich reden machte), von dem es im Frühjahr 260 zurückkehrte oder dies jedenfalls versuchte. Denn kurz vor der Ankunft sind die Jutunger von einem römischen Heer gestellt und, wie es heißt, niedergemacht und in die Flucht geschlagen worden, wobei ihnen Tausende von römischen Gefangenen wieder entrissen wurden. Einzelheiten hiervon wurden bekannt, als in der Nähe von Augsburg ein diesem römischen Sieg gewidmeter Weihstein gefunden wurde. Die Inschrift auf dem Stein spricht von einem Sieg gegen Barbaren vom Stamm der Semnonen oder der Jutunger (»ob barbaros gentis Semnonum sive Jothungorum«).⁸⁸ Der Beschrifter des Steins hat offenbar nicht genau gewusst, um welchen der Stämme es sich bei dem Feind gehandelt hatte. Aber aus irgendeinem Grund (trugen die Gefallenen ihr Haar zum typischen Sueben-Knoten gebunden?) bringt er die Jutunger, in der Tat ein suebischer Stamm, mit den Semnonen in Verbindung. Vielleicht deshalb, weil die Semnonen im Römischen Reich sozusagen als die ›Sueben schlechthin‹ bekannt waren. Denn Tacitus hatte sie Ende des 1. Jahrhunderts als den größten, den bedeutendsten und den ehrwürdigsten der suebischen Stämme beschrieben; ihr Siedlungsgebiet reichte zur Zeit des Tacitus etwa von der mittleren Elbe die Havel entlang zur Spree. Die Jutunger allerdings kamen aus einer anderen Region; ihr Name ist durch die erste Silbe deutlich mit Jütland verknüpft,⁸⁹ der zwischen Ostsee und Nordsee liegenden Region, wo wir noch weitere suebische Stämme kennenlernen werden. Die Jutunger sind offenbar Verwandte der schon annähernd vier Jahrhunderte vor ihnen bis nach Italien Weggezogenen (im Süden als Eutones, Jutones, Tutones und Teutones bezeichnet) und ebenso Verwandte jenes Rests von Jütländern oder Jüten, die nach ihnen (im 5. Jahrhundert) Angeln und Sachsen folgend nach Britannien ausgewandert sind. Und im gleichen 5. Jahrhundert muss der spezifische Stammesname der aus Jütland stammenden Schwaben in Vergessenheit geraten sein; denn vorher waren sie bekannt und kannten sich als die jutungischen (oder jütinger) Schwaben, danach bloß noch als Schwaben.

Schon mehrfach ist der wichtige Name der *Semnonen* gefallen, und es steht an, diesen Stamm und speziell seinen von Tacitus hervorgehobenen Kult näher zu betrachten und darüber hinaus noch Informationen zu Siedlungsgebieten einiger weitere, bei Tacitus genannter Sueben-Stämme einzuholen.

Im 5. Jahrhundert waren die Siedlungen in der Umgebung des Havelland bereits ausgedünnt⁹⁰, der Stamm der Semnonen demnach in Auflösung begriffen, und vermutlich hatten inzwischen nicht wenige semnonische Sippen den Weg in das Land um den Neckar gefunden. Doch im 1. Jahrhundert, als Tacitus von ihnen Notiz nahm, lebte der Stamm zweifellos noch geschlossen im bezeichneten Gebiet. Dorthin kamen nach Tacitus in einem bestimmten Turnus Abgesandte von anderen Sueben-Stämmen, um an kultischen Festlichkeiten teilzunehmen. Wahrscheinlich im Havelland lag der berühmte Semnonenhain, auch Fesselhain genannt (skandinavisch: Fjoturlundr). Immer wieder ist, und Tacitus hat dem Vorschub geleistet, spekuliert worden, ob es dort »rituelle Menschenopfer« gegeben hat. Tacitus spricht von einer »schauerlichen Vorfeier des barbarischen Kults« und dann unvermittelt von einem Fesselungsritual, sagt aber nichts über die Art der Fesselung; unklar bleibt auch, ob der Fesselung eine Tötung folgt.

Es gibt ein Bild⁹¹ aus der Mitte des 19. Jahrhunderts in London, welches eine durch Laubzweige vom Kopf bis zu den Füßen gefesselte Gestalt zeigt, die als »Jack-in-the-Green« bezeichnet ist und, von Neugierigen umringt, durch die Stadt geführt wird. Ein Symbol auf dem Bild – Yggdrasil, die heilige Esche – offenbart, dass das gezeigte in den Rahmen eines Odin-Kults gehört; am ehesten ist dieser Kult wohl durch Angeln nach England gebracht worden. Doch muss ich in diesem Fall gar nicht in die Vergangenheit oder in ein anderes Land reisen, um das gleiche noch viel genauer sehen zu können. Ganz in der Nähe von Tübingen bei einer von Ludwig Uhland besungenen Kapelle, liegt ein Feld, auf dem im Zwei-Jahres-Turnus zu Pfingsten ein viel Mut erforderndes Reiterspiel abgehalten wird. Der Brauch wurde nach dem 2. Weltkrieg wieder neu eingeführt, gilt aber als »jahrhundertealte Tradition«. Auch im Alten Rom und seinen Nachbarstädten gab es solch ein reserviertes Feld, dort »Campus Martius« genannt, wo »martialische«, den Kriegsmut übende Reiterspiele abgehalten wurden. Bei den Reiterspielen in unserer Umgebung kommen die jungen Männer, die sich in den umliegenden Dörfern Pferde besorgt haben, zusammen und führen in starkem Galopp einen Verdrängungskampf durch, bei dem das Ziel ist, die Trophäe eines in das Feld gepflanzten, geschmückten jungen Baums zu erringen.

Im Rahmen dieses Brauchs nun, zu dem das Volk der Umgebung zusammenkommt, findet in feierlichem Ernst noch ein weiteres Spiel statt: Bereits während das Volk sich sammelt, wird ein kunstvoll von Kopf bis zu den Füßen mit allerlei grünem Laubwerk umhüllter Mensch auf einem Pferd zu dem besagten Feld geführt. Geführt wird dieser so Gefesselte von einem, der als Zeichen seines Berufs ein Henkersbeil trägt. Bevor das Reiterspiel beginnt, wird alle Aufmerksamkeit dem grün eingekleideten Gefangenen gewidmet. Er erscheint in seinem Blätterzweigmantel als sehr groß, geradezu erhaben. Er ist, wenngleich er selbst wohl noch Sonnenstrahlen sehen kann, vor den Blicken des Volks geschützt, und das Volk vor seinem Blick. Dann wird er zu dem als Richtplatz ausgewählten Bezirk gebracht. Dort wird symbolisch die Hinrich-

tung vollzogen. – In gleicher Form, denke ich, ist das Ritual im Fesselhain der Semnonen durchgeführt worden. –

Tacitus führt noch eine Gruppe von verstreut siedelnden Stämmen an, die er ausdrücklich als Sueben bezeichnet, die aber durch einen ganz anderen Kultus charakterisiert seien als den der Semnonen in ihrem Fesselhain. Es sind die sogenannten Nerthus-Völker, deren heiligster Hain auf einer Insel liege; und Tacitus bemerkt an einer Stelle,⁹² dass er selbst diesen Kult für einen Isis-Kult halte. Wenngleich Tacitus diesen Kult, bei dem die feierliche Umfahrt einer mit Fruchtbarkeit assoziierten Göttin eine Rolle spielt, etwas vordergründig als Mutter-Erde-Kult interpretiert, gibt er den Hinweise auf Isis mit vollem Recht. Denn »Nerthus« ist eine latinisierte Form von »Njördr«, ein Beiname der Freya, der innigsten Gefährtin des Freyr,⁹³ die der Isis entspricht wie er dem Osiris, jenem vor allem im Alten Ägypten hochverehrten Paar.

In der Nähe von Eutin (nördlich von Lübeck) wurde eine drei Meter hohe Doppelstatue gefunden, das »Götterpaar von Braak«, dessen Besonderheit ist, dass der Schnitzmeister der Göttin einen Dutt herausgearbeitet hat.⁹⁴ Es ist jener urschwäbische Haarknoten, von dem Tacitus sagt, die Edlen unter den Sueben hätten ihn zu hoher Vollendung gebracht. Auch Krieger, jedoch weniger der Schönheit wegen als um langes Haar zu bändigen und sich dem Feind groß erscheinen zu lassen, banden sich den Suebenknoten.

Von den »Nerthus-Völkern«, die Tacitus aufzählt – Reudigner, Avionen, Angeln, Variner, Eudosen, Suardonen, Nutionen – sind immerhin zwei identifizierbar: zunächst die Variner, die an der Warnow oder Warne, die bei Warnemünde in die Ostsee fließt, gewohnt hatten; von ihnen ist als letztes bekannt, dass sie sich um die Mitte des 6. Jahrhunderts in einem Suebengau an der Bode (zwischen Elbe und Harz) niederließen.⁹⁵ Ferner sind, weiter im Westen die Angeln identifizierbar, die im Ostseegebiet zwischen Schleswig und Eckernförde zuhause waren, bevor sie im 5. Jahrhundert, wahrscheinlich weil die Dänen auf ihre Kosten expandierten⁹⁶, das Land verließen. Die Angeln, für Tacitus (wie auch Ptolemäus) also ein suebischer Stamm, wurden bekanntlich die Namensgeber der Engländer. Eine Rückverbindung zwischen ihnen und den Schwaben kann man in der Sprache entdecken: überall im Schwäbischen kommt ein Sprachgebrauch vor, der dem des Englischen entspricht, der Gebrauch nämlich von »wo« bzw. »who« als Relativpronomen.⁹⁷

Auch viel weiter nach Süden gelangten suebische Aussiedler. Auf einen bemerkenswerten Zug verschiedener Volksgruppen, durch den Sueben bis nach Portugal gelangten, sei hier kurz eingegangen. Es handelte sich um Sueben aus verschiedenen Stämmen, die schon in den Süden bzw. Südosten Mitteleuropas ausgewandert waren⁹⁸ und Anfang des 5. Jahrhunderts unter dem Druck der aus China verdrängten Hunnen sich zusammen mit anderen Volksgruppen nach Westen aufmachten. Zu diesen anderen gehörten die germanischen Wandalen (einst von süddänischen Inseln in schlesisches, dann slowakisches